

Franz Werner Schmidt  
**Pik reist nach Amerika**

Eine lustige Schiffsgeschichte



Mit Buchschmuck von Martin Klaus

---

Franz Schneider Verlag / Leipzig / Wien

## Unser Herr Sohn!

Alloh — hup! der erste Koffer flog ins Auto.

Alloh — hup! Nummer zwei folgte.

Alloh — hup! — der dritte. Sechzehn waren es im ganzen.

Der Rücksitz bestand nunmehr aus einer kunstvollen Pyramide, die den Chauffeur zu begraben drohte. Aber das war seine Sache.

Nun stieg Frau Adelsström ein.

„Leben Sie wohl, Ida!“ sagte sie zu dem Hausmädchen.

„Weinen Sie nicht!“

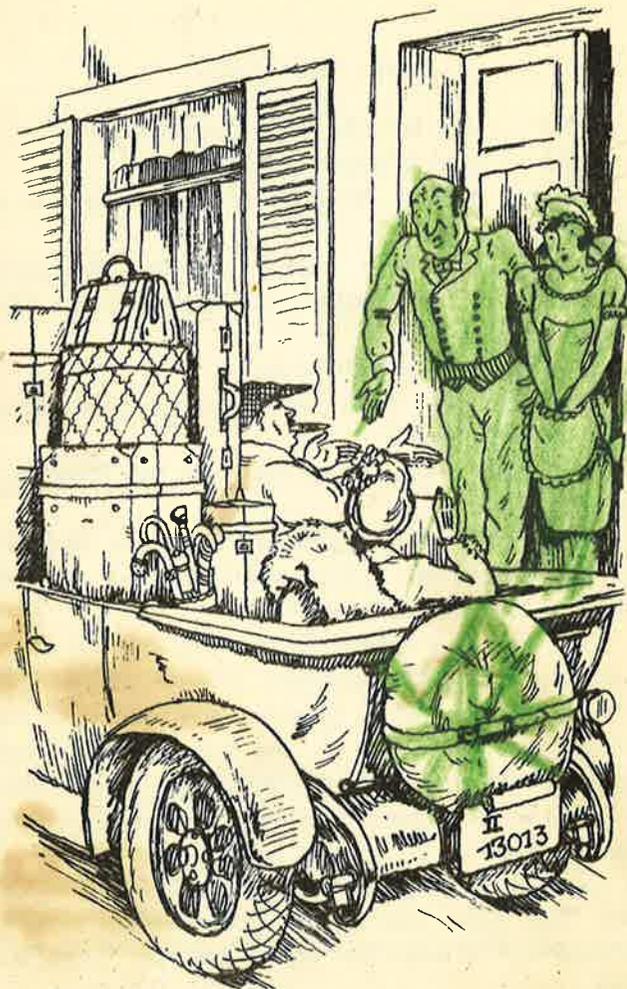
Aber Ida weinte keineswegs, denn nun hatte sie ja Ferien.

„Auf Wiedersehen, Besemann,“ sagte Herr Adelsström zu dem Hausmeister. „Werden Sie es auch die sechs Monate ohne uns aushalten?“

Herr Besemann lächelte. Er würde es auch noch länger ohne Herrn Adelsström aushalten. Aber das sagte er nicht. Er bedankte sich für die Zigarren, und nun sah er doch betrübt aus. Es fiel ihm ein, daß dies für sechs Monate die letzten Zigarren aus Herrn Adelsströms Tasche waren.

„Wo ist der Junge?“ fragte jetzt Frau Adelsström und sah sich um.

„Wo ist der Junge?“ fragte Herr Adelsström und zog den Fuß wieder aus dem Wagen zurück. „Sollte der Bengel —,“ er nahm die Zigarre aus dem Munde und pff.



„Wo ist der Junge?“ fragte Herr Adelsström.

Das Hausmädchen Ida stürzte dienstfertig zurück ins Haus, und man hörte, wie sie rief: „Terry!“ Herr Adelsström runzelte die Stirn.

„Den Bengel sollte man doch —,“ aber er sprach nicht aus, was man sollte; denn nun kam Ida und meldete, daß kein Terry im Hause sei. Der Hausmeister, Herr Besemann, sah unschlüssig die Straße hinunter. Er vollendete im stillen den Satz des Herrn Adelsström auf seine Weise und dachte: Das sollte meiner sein! Aber dann erbot er sich bereitwillig, nach dem jungen Herrn zu forschen.

Herr Adelsström sah nach der Uhr.

„Das Schiff geht in drei Stunden,“ sagte er, „wir haben also reichlich Zeit, auf unsern Herrn Sohn zu warten.“

Zu dieser Bemerkung seufzte Frau Adelsström tief auf, und auch Ida, das Hausmädchen, machte eine bekümmerte Miene.

„Vielleicht ist er im Gemüsekeller,“ bemerkte sie bescheiden.

„Im Gemüsekeller?“ wiederholte Frau Adelsström erstaunt. „Was hat Terry mit Gemüse zu tun?“ Worauf Herr Adelsström lachte.

„Da wohnt doch der Junge, mit dem er immer spielt,“ entgegnete Ida.

„Unmöglich,“ sagte Frau Adelsström entschieden und lehnte sich zurück. „Was reden Sie da, Ida!“

Hierauf antwortete Ida nichts, aber sie machte eine Kopfbewegung, als ob sie unschuldig leiden müßte. Herr Besemann entfernte sich nun und begab sich auf die Suche.

Herr Adelfström aber stieg zu seiner Frau ein, zündete seine Zigarre, die ihm ausgegangen war, wieder an und sprach:  
 „Warten wir also, bis es unserm Herrn Sohn beliebt.“

## 2.

## Pit trinkt.

Während dies geschah, stand Terry im Gemüsekeller der Witwe Polber und nahm auf seine Weise Abschied von seinen Freunden. Die Türklinke zu Tante Polbers Wohnstube hielt er in der Hand und schrie den drei Jungen, die am Fenster standen, zu:

„Mit euch habe ich überhaupt nichts zu tun. Ihr seid mir viel zu dumm. Ich rede überhaupt nur mit Ben.“

„Aber ich rede nicht mit dir,“ sagte Ben, der am Tisch saß und vorsichtig etwas, das sich bewegte, in ein Tuch hüllte.

Die Jungen am Fenster brachen in ein Gelächter aus, und Terry bekam einen roten Kopf. „Ich fahre überhaupt ach Ah“ — rief er hochmütig.

„Gute Nacht!“ widerte Ben trocken, und wieder ertönte Gelächere vom Fenster.

Terry biß die Zähne zusammen. In diesem Augenblick hätte er gerne alle Anwesenden in Grund und Boden geschmeffert wenn es sich hätte machen lassen. Statt dessen saß er am nach dem Tisch hinüber, wo Ben gerade Milch in Schälchen goß. Sogleich bewegte es sich in dem Tuch, ein kleines, graues Schnäuzchen kam zum Vorschein, zwei blanke, runde Augen sahen hurtig umher, zwei lange

rotbraune Ohren zuckten unternehmend, und aus der Hülle entwickelte sich, leuchtend roten Felles, mit geschwind arbeitenden Krallenpfoten ein Eichhörnchen. Es sprang auf das Schälchen zu, umfaßte es mit den Pfoten, wie ein Mensch einen Brunnen, aus dem er trinken will, und tunkte hastig das Schnäuzchen in die Milch.

Zu diesem Vorgang näherten sich die drei Jungen vom Fenster atemlos; Ben, der Besitzer, machte ein angestrengt zusammengekniffenes Gesicht, um sie zu veranlassen, noch lautloser zu sein, und sah dann mit einem Freudenblick ohnegleichen auf das trinkende Tier.

Bei dem ersten Knarren der Dielen aber fuhr das Eichhörnchen zurück, ersprang Bens Armel, umkreiste ihn blitzschnell und fuhr dann rasch wie ein Gedanke unter seine Jacke. Einen Augenblick lang sah man noch den buschigen Schwanz, dann zog es auch den nach und war verschwunden.

Terry war diesem Schauspiel mit düsteren Blicken gefolgt. „Er gehört überhaupt mir!“ sagte er jetzt.

Ben hob den Kopf und sah ihn an. „Was fragst du?“ fragte er scharf.

„Pit,“ sagte Terry trozig. Ben lachte. Auch die anderen lachten. „Das könnte dir so passen,“ rief einer. „Jetzt ist er ganz übergeschnappt,“ rief der zweite. „So eine Frechheit,“ der dritte. Woraus ein allgemeines Getöse entstand. Aber Terry übertönte es.

„Ich habe ihn gefangen!“ schrie er, „darum ist er hier mit mir!“

„Was?“ Ben schrie jetzt auf. „Erst wirfst du mir das

Tierchen ins Gesicht, gemeinerweise" — hierbei zeigte Ben auf seine Stirn, von der sich eine breite Schramme bis zu den Wangen hinunterzog — „und jetzt willst du es wiederhaben, weil du siehst, es macht mir Freude?“

„Das ist mir egal!“ schrie Terry, „es ist meins, und wenn du es mir nicht wiedergibst, dann ist das eben Diebstahl.“

Auf dieses Wort hin war es plötzlich ganz still in Tante Polders Wohnstube. Die drei Jungen sahen entsetzt auf Ben. Terry selbst öffnete vorsichtshalber die Tür ein bißchen.

Aber Ben warf nur einen Blick herüber, so verächtlich, daß Terry einen Augenblick lang nicht wußte, wo er hinsehen sollte. „So eine Frechheit!“ sagte schließlich einer von den dreien. Aber Ben hörte nicht darauf. Er löste vorsichtig das Sichhorn aus seiner Jacke, wo es sich ankrallte und ärgerlich piepste wie eine Maus, und setzte es in einen Käfig hinter dem Schrank. Sogleich verkroch es sich in seinem Nest, das aus Tante Polders altem Kaffeewärmer bestand. Ben nahm seine Mütze vom Miegel. „Kommt Jungens,“ sagte er, und ging auf die Tür zu, als ob es keinen Terry gäbe.

Terry war so rot wie Fener. Aber er wich nicht. Jetzt gerade nicht.

„Gut,“ sagte er und tat einen Schritt auf den Käfig zu, „dann nehme ich es mir eben allein!“

Ben packte ihn am Arm, daß er aufschrie.

„Höre mal,“ sagte er, „wenn du jetzt nicht machst, daß du hier herauskommst, dann kriegst du noch nachträglich Reile, du Tierquäler, verstanden?“

„Klassenkeile kriegst du!“ schrien die andern und rückten vor.

Die Lage wäre für Terry bedenklich geworden, wenn nicht eine unerwartete Wendung eingetreten wäre. Ein polternder Schritt kam die Kellertreppe herunter, die Tür wurde aufgerissen, und der Kopf des Hausmeisters Beseemann fuhr atemlos herein.

„Da ist er ja!“ rief er halb wütend, halb triumphierend, ergriff den jungen Herrn ohne Umstände am Kragen und, ohne sich um seinen wütenden Widerstand zu kümmern, zog er ihn rücklings aus der Tür und wie der Sturm die Treppe hinauf. Ein gewaltiges Gelächter brauste ihm nach und folgte ihm die halbe Straße hinab.

3.

Terry sieht triumphierend aus.

Drei Stunden später lichtete der Riesendampfer „Alopatra“ unter den Klängen der Musikkapelle seinen Anker. Herr und Frau Abelström standen an der Reeling und betrachteten das Schauspiel der Menge am Bollwerk. Ein Meer von winkenden Taschentüchern bewegte sich da unten. Selbst die Gepäckträger, die Droschkenfutscher, die Kohlenverlader mit ihren schwarzen Gesichtern und die Straßenjungen mit ihren zerlumpten Mützen winkten.

„Wie schade,“ sagte Frau Abelström, „daß Terry sich dieses hübsche Bild durch seine Ungezogenheit verscherzt hat.“

Herr Abdelström nahm die Zigarre aus dem Mund, überlegte eine Zeitlang und sprach:

„Wenn er verspricht, sich in Zukunft wie ein vernünftiger Mensch zu betragen, kann man ihn schließlich herauslassen. Die zwei Stunden Arrest in der Kabine hat er ja nun abgefessen!“

In diesem Augenblick beugte sich Frau Abdelström über die Brüstung.

„Sieh mal den Jungen da unten,“ sagte sie aufgeregt, „sieht er nicht ganz aus wie Terry? Und er will anscheinend noch mit dem Schiff mit. Aber das ist unerhört!“

In der Tat wurde die Menge unten von gewaltsamen Armen durchbrochen, und ein Junge, der anscheinend irgend etwas unter seiner Jacke trug, schoß wie ein Pfeil auf das abgehende Schiff zu.

Längst hatte die Spitze des Schiffes sich ins freie Wasser gedreht, aber das Heck hatte erst eben die Berührung mit dem Bollwerk gelöst. Ein Spalt, allerdings schon recht breit, trennte es vom Lande.

Der Junge, der von oben gesehen nur ganz klein erschien, sprang blindlings darauf los. Man hörte die Leute aufschreien. Aber von der Eingangslücke griffen zwei, vier, sechs Arme zu, packten ihn und zogen ihn herein.

„Unglaublich,“ sagte Frau Abdelström entrüstet. „Ordentlich Herzklopfen habe ich bekommen.“

„Dem Lämmel gehörte was hintendrauf,“ bemerkte Herr Abdelström, während er sich nach der Kabine begab, um Terry herauszulassen.

Vor der Tür stuzte er. Sie war offen. Herr Abdelström steckte den Kopf durch den Spalt. Die Kabine war leer.

„Haben Sie meinen Sohn gesehen?“ fragte er den Steward, der gerade mit einem Tablett voll Tassen vorbeilief.

„Bedaure,“ rief der Mann höflich, „vielleicht mein Kollege.“

Gleich darauf erschien der Steward Nummer zwei.

„Der Herr wünscht?“

„Haben Sie meinen Sohn gesehen?“ fragte Herr Abdelström. „Einen Bengel mit röcklichem Haar und weißer Matrosenbluse?“

„Gewiß.“ Der Steward hatte den Herrn Sohn gesehen. Der junge Herr hatte geklopft. Er war versehentlich eingeschlossen worden.

„Versehentlich?“ rief Herr Abdelström. „Woher wissen Sie das? Ich hatte ihn absichtlich eingeschlossen.“

Der Steward erschrak. Er entschuldigte sich. Wer konnte wissen — hm. Und der junge Herr hatte nichts davon erwähnt. Im Gegenteil, er hatte sogar sehr entrüstet getan.

„Der Lämmel,“ sagte Herr Abdelström, „und Sie haben ihn herausgelassen?“

Gewiß, der Steward hatte ihn herausgelassen.

„Wann?“

„Vor zwei Stunden schon. Der junge Herr hatte es sehr eilig gehabt.“

Herr Abdelström entfernte sich so schnell, daß er vergaß zu grüßen.

„Der Bengel ist fort,“ sagte er zu Frau Abdelström, die

im Damensalon saß und gerade Kaffee und Kuchen serviert bekam. Frau Abdelström fuhr auf. Ihr Blick traf das Promenadendeck.

„Aber da läuft er ja,“ rief sie erleichtert. Herr Abdelström sah hin. Richtig, da lief Terry, sonderbar vor-



gebeugt, als trüge er etwas unter seiner Jacke, das Gesicht verzerrt, die Brust keuchend. Er lief in der Richtung der Kabine und war schon im nächsten Augenblick um die Ecke verschwunden.

Als Herr Abdelström die Kabine von neuem betrat, hochte

Terry in dem kleinen Nebengeläß, wo er schlafen sollte, am Boden und schob gerade einen Hutfarton unter sein Bett. Er war schweißüberströmt und atmete in Stößen. Auf Herrn Abdelströms Fragen schwieg er. Herr Abdelström gab ihm eine Tracht Prügel. Aber Terry, der sonst bei jedem Klaps brüllte, als würde er erstochen, gab diesmal keinen Laut von sich und sah im Gegenteil noch hinterher außerordentlich triumphierend aus.

## 4.

## Ben findet einen Zettel.

Ben kam nach Hause. Er schleifte einen gewaltigen Ast hinter sich her, der die Kellertreppe mit Tannennadeln überstreute.

„Himmel,“ rief Tante Polder, seine Pflegemutter, „wo willst du mit dem Baum hin?“

„Tante Polder,“ sagte Ben, „wir wollen doch für Pfl einen Wald machen. Er soll sich doch bei uns wohlfühlen.“

„Ihr werdet mir die Stube voll Schmutzereien machen,“ brummte Tante Polder. „Und ich, die kein Stäubchen sehen kann!“

„Tante Polder,“ sagte Ben und umarmte sie, „du bist ja doch die Beste, Schönste...“

„Still,“ rief Tante Polder leise, „der junge Herr Abdelström ist doch in der Stube.“

„Terry?“ Ben ließ seinen Baum fallen, „der ist doch abgereift. Und wir haben ihn doch rausgeworfen.“



„Kausgeworfen?“ flüsterte Tante Polder mißbilligend, „einen so reichen Jungen wirft man doch nicht hinaus.“ Ben lief in die Stube. Kein Terry war zu sehen; auf dem Tisch lag ein Zettel.

„Pit!“ rief Ben. Alles blieb still. Er sitzt wieder unter der Mütze, dachte er. Aber sein Herz klopfte plötzlich. Er las den Zettel.

„Lieber Ben, Pit gehört mir. Deshalb habe ich ihn mitgenommen. Du kannst Dir dafür bei Ida meine Lokomotive holen. Lebewohl, sonst geht das Schiff ab.“

Dein Freund Terry.“

Ben stürzte zum Käfig, hob die Mütze auf. Leer. Er lief zum Bett, riß die Bettdecke hoch, sah hinter den Schrank, unter die Kommode, warf einen Stuhl um, stolperte über den Teppich, riß die Tür auf und sprang die Treppe in die Höhe.

„Du meine Güte,“ rief Tante Polder, „nun läßt er noch die Tür sperrangelweit offen, und das Grünzeug liegt mitten in der Stube!“

## 5.

Terry sondiert das Terrain.

„Mama,“ fragte Terry, während er mit seinen Eltern bei Tisch saß und die Musik gerade eine Pause machte, „möchtest du gerne, daß wir ein Eichhörnchen hätten?“

„Gott bewahre mich,“ sagte Frau Adelsström erschrocken. „Wie kommst du auf diese Idee?“

Terry sah eingeschüchtert aus.

„Aber wenn es ganz klein ist, und es trinkt nur Milch und so?“ fragte er vorsichtig.

„Was wolltest du hier auf dem Schiff mit so einem Viehzeug anfangen?“ fragte Herr Adelsström.

„Man kann doch damit spielen,“ sagte Terry. „Es ist doch sehr niedlich. Es springt.“

„Entsetzlich,“ sagte Frau Adelsström. „So ein Ding Schmidt, Pit reist nach Amerika.“

springt einem auf den Kopf oder nachts aufs Bett und beißt einem die Kehle durch.“

Herr Abelsström lachte dazu.

„Daß es einem die Kehle durchbeißt, glaube ich nicht,“ meinte er; „aber daß es den Leuten auf den Kopf springt, steht fest. Ich habe selbst einmal etwas Derartiges erlebt.“

Und er erzählte, wie ein gezähmtes Eichhörnchen in Baden-Baden einer Dame auf die Frisur gehüpft war und beim Fortspringen drei angeheftete Locken der Dame mit davongetragen hatte. Alle am Tisch lachten, und Frau Abelsström bemerkte:

„So etwas klingt erheiternd; aber wenn ich es selbst erlebte, würde ich vor Angst sterben, das weiß ich.“

Herr Abelsström beruhigte sie. „Einstweilen besteht keine Gefahr,“ sagte er lächelnd, „denn hier an Bord werden keine Eichhörnchen gezüchtet. Und an Land wird Terry gütigst auf derartige Wünsche verzichten. Vorläufig hat er genug auf dem Kerbholz. Nicht wahr, mein Freund?“

Er wandte sich zu Terry, aber dieser antwortete nicht. Er war anscheinend zu sehr mit seinem Teller beschäftigt.

## 6.

Gachte, mein Junge!

Ben lief am Bollwerk entlang, vorbei an den Fischweibern, die — über ihre Sonnen gebeugt, — Aale und Krebse herausfischten; er lief an den großen Islandseglern vorbei, auf deren Decks die Fischer Netze ausbesserten, und die weithin einen Geruch nach Heringen ausströmten;

er lief am Gebäude der Wetterwarte vorbei mit ihrer goldenen Kugel, die hinaufgezogen wurde, wenn Sturm war, und die heute tief unten lag und ruhig glänzte; er sah nichts von alledem. Seine Augen waren auf einen kleinen weißen Punkt gerichtet, weit hinten auf der Mole, das Lotsenhaus.

Hier wohnte Onkel Aguvar, der so hieß, weil er einen Jaguar geschossen hatte und immer Aguvar sagte, wenn er davon erzählte. Onkel Aguvar mußte helfen. Onkel Aguvar war der einzige, der überhaupt noch helfen konnte.

Ben sah nicht auf den Weg. Er jagte kleine Hunde auseinander, die sich gerade in Ruhe beschnüffeln wollten. Er rannte in einen Kinderwagen hinein, der herrenlos dastand, und nahm ihn drei Schritte mit. Er stürzte über ein Halbetau, das quer über das Bollwerk lief, und fiel der Länge nach zu Boden. Es tat weh, die Hände waren vom harten Kies aufgeschrammt, aber Ben merkte nichts, wußte nichts, lief nur. Seine Haare klebten, sein Atem flog. Er hielt die Hand aufs Herz; es klopfte, als sollte es springen.

Da war die Mole, aus Kiesensteinen zusammengesetzt. Ein herrliches Spiel war es immer, die ganze Mole entlang zu laufen, von einem Stein zum nächsten springend, ohne je auf einen zweimal den Fuß zu setzen. Keiner hatte es jemals fertiggebracht. Jetzt flog Ben darüber hin, ein wahrer Meisterspringer, und wußte es nicht einmal. Wenn nur Onkel Aguvar zu Hause war. Entsetzlicher Gedanke, hier warten zu müssen!

Aber das Schicksal war nicht so grausam. Onkel Aguvar kam gerade um die Hansecke geschlürft. Er hielt eine

Wäscheleine in der Hand und große Päckchen von Strümpfen unter dem Arm. Der Wind riß sie ihm wahrhaftig beinahe weg. Auf Onkel Raguars Mole lohnte es sich, Wäsche zu trocknen!

„Onkel Raguvar,“ rief Ben, „du mußt mir helfen!“

„Sachte,“ sprach Onkel Raguvar, „du verhedderst mir ja die Leine.“

Er schob seinen Berg Strümpfe gemächlich ins Fenster und öffnete die Tür. „Komm rein, mein Junge, hier bläst's,“ sagte er.

Er streifte vor der Schwelle seine Holzschuhe ab und kam auf Strümpfen hinter Ben in die Stube. Hier war es warm. Ein kleiner Eisenofen bullerte. Auf der Platte stand der Kaffeetopf.

„Setz dich!“ sagte Onkel Raguvar, „setz dich, Junge!“ Und er drückte ihn in den alten Lehnstuhl, wie man eine Feder herunterdrückt.

„Und nun heraus damit,“ sagte er und setzte sich, wobei er seine Pfeife aus der Tasche holte.

Ben atmete stoßweise. „Onkel Raguvar,“ sagte er, „ich muß auf das Schiff.“

„Aufs Schiff?“ sagte Onkel Raguvar, „dazu bist du noch zu jung.“

„Auf die ‚Kleopatra‘ muß ich,“ rief Ben, „die nach Amerika geht, ich muß sofort hin, Onkel. Sie ist ja schon in Fahrt.“

„Sachte, sachte!“ Onkel Raguvar drückte ihn wieder in seinen Stuhl.

„Alles entwickelt sich historisch. Also auf die ‚Kleopatra‘ willst du. Weshalb willst du auf die ‚Kleopatra‘?“

Ben wand sich. „Onkel Raguvar, das Schiff fährt ja schon. Es ist ein Junge darauf, er hat mir etwas weg-



genommen. Das muß ich wiederhaben, sonst fährt er damit nach Amerika.“

„Weggenommen?“ sagte der Onkel, „das ist nicht gut. Was ist es denn, das er dir weggenommen hat?“

Ben zögerte. Ob der Onkel Pit für so wertvoll hielt,

daß er ihn dafür auf das Schiff brachte, war doch sehr zweifelhaft.

„Es ist das Kostbarste, was ich habe, Onkel Raguvar,“ sagte er, „aber während wir hier sitzen, fährt doch das Schiff weg!“

Onkel Raguvar hielt sorgfältig das Streichholz über seine Pfeife.

„Das Schiff fährt uns nicht weg, mein Junge,“ sagte er passend, „das wartet auf uns.“ Und er sah ernsthaft auf die Rauchwolken, die unter dem Deckel hervorkamen. „Aber mit dem an Bord gehen, mein Junge, da hapert's. Das schlag dir aus dem Kopf. Laß du den niederträchtigen Bengel ruhig fahren. Der kommt wieder. Und dann feste druff. Das Leben ist lang, mein Jung. Kommt alles wieder, da verlaß dich drauf.“

„Onkel Raguvar,“ sagte Ben entschlossen, „es ist doch ein Eichhörnchen, und jetzt tut er ihm weh und macht es tot.“

„Donner,“ sagte der Onkel, „das ist nicht gut.“ Und er versank wieder in Nachdenken.

„Und es kennt mich,“ rief Ben, „und es jammert nach mir, und bei anderen trinkt es überhaupt gar nicht.“

„Hm,“ machte der Onkel.

„Onkel Raguvar,“ sagte Ben, „du mußt mir helfen, du mußt.“

Der Onkel runzelte die Stirn. „Laß gut sein, Junge,“ sagte er, „wir fangen uns ein neues!“

„Onkel Raguvar,“ schrie Ben empört, „das ist doch nicht daselbe!“

Der Onkel schien beschämt. Er krakte sich am Kopf. „Na ja,“ sagte er. „Gewiß, natürlich, aber —“ hier zögerte er und sagte dann energisch: „Du bist zu jung und damit gut.“

„Aber ich will doch nur rauf und gleich wieder runter!“ rief Ben.

„Nee, mein Junge,“ sagte der Onkel, „wenn du jetzt an Bord kommst, bleibst du drauf; das Schiff hält vor Lissabon nicht mehr an.“

Ben war bestürzt, aber er faßte sich. „Dann bleibe ich eben drauf.“

„So, so,“ sagte der Onkel, „du willst dann wohl Kapitän spielen?“

Ben war beleidigt. „Du bist doch auch nicht älter gewesen, als du zur See gingst. Da hat man's dir doch auch erlaubt.“

„Mir hat niemand was erlaubt,“ sagte Onkel Raguvar schmunzelnd. „Ich bin ausgekrakt.“

„Dann krak' ich auch aus!“ rief Ben entzückt.

„Sachte, mein Junge,“ lächelte Onkel Raguvar, „zum Auskraken muß man allein sein.“ Er sah aus dem Fenster. „Sitzt,“ sagte er erschrocken, ging eilig zum Schreibtisch und nahm einen Stapel Papiere heraus.

„So, mein Junge,“ sagte er. „Nun wartest du hier auf mich, verstanden?“

Er ging rasch nach draußen und schloß die Tür hinter sich ab. Onkel Raguvar war ein vorsichtiger Mann.

7.

Der wird!

Ben lief zum Fenster. Ein weißes Boot näherte sich dem Lande. Zwei Matrosen ruderten. Ein Maat stand aufrecht. Jetzt verschwand das Boot unter der Schrägung. Es legte an. Ben riß das Fenster auf. Das Boot kam von der „Aleopatra“. Jetzt wurden die Lotsenpapiere gewechselt. Wenn das Boot wieder abfuhr, war jede Hoffnung zu Ende.

Ben sprang durchs Fenster. Eine kleine Steintreppe führte zum Wasser. Unten stand der Onkel und redete mit dem Maat. Sie lachten.

Ben slog die Treppe hinunter. Onkel Raguvar drehte sich um.

„Junge,“ rief er, „was unterstehst du dich, halt!“ Aber da war nichts zu halten. Ben schoß an ihm vorbei, sprang zu und sauste ins Boot wie ein Ungewitter von oben.

„Donnerwetter,“ lachte der Maat, „da kommt Einquartierung.“

„Herr Maat,“ rief Ben, „Sie müssen mich mitnehmen, bitte schön; ich muß aufs Schiff!“

„Sieh' mal an,“ sagte der Maat, „du willst wohl ausbrechen? Der kommt nach Ihnen, Onkel Raguvar, forscher Kerl!“

Die Matrosen lachten, Onkel Raguvar rief:

„Loller Bengel. Ich war auch so. Immer mit dem Kopf durch die Wand. Schmeißen Sie ihn mir wieder rüber.“

„Herr Maat,“ rief Ben, „wenn Sie mich hier rauswerfen, schwimme ich hin.“

Der Maat sah ihn an. „Der wird!“ sagte er zu Onkel Raguvar und klopfte Ben auf die Schulter. Aber dann zog er die Uhr und runzelte die Stirn. „Höchste Zeit,“ sagte er, „sonst gibt's ein Donnerwetter.“

„Kaus mit dir!“ rief Onkel Raguvar.

Aber Ben hatte sich an die äußerste Spitze des Bootes geflüchtet und gab keine Antwort.

Einer der Matrosen sagte jetzt dem Maat etwas halblaut ins Ohr.

Aber Bens scharfe Ohren hörten es doch. „Das wäre ja ein Ersatz für den Küchenbengel, der vorhin schlapp gemacht hat.“

Der Maat zuckte die Achseln. „Herr Maat,“ rief Ben sieberhaft, „ich kann fein kochen. Nehmen Sie mich als Ersatz mit.“

„Onkel Sam würde Augen machen,“ sagte der Maat zu den Matrosen.

„Dummes Zeug,“ rief Onkel Raguvar energisch, „alles dummes Zeug. Der Bengel hat ja keine Sachen mit!“

„Kriegt er alles geliefert,“ sagte der Maat, „los!“

Die Ruder fielen ins Wasser.

„Und keine Papiere,“ schrie Onkel Raguvar entsetzt.

Der Maat zuckte geringschätzig mit den Achseln. Was brauchte so ein Krümel Papiere.

„Der alte Sam tut Ihnen auch mal wieder einen Gefallen!“ rief er zurück, denn sie waren nun schon ein erhebliches Stück entfernt.

„Und Tante Polder!“ schrie Onkel Aguilar. Ben winkte mit der Mütze. Das Boot flog dahin. Es tauchte auf und stieg hinab. So oft es in die Höhe kam, sah man Bens winkende Mütze.

Aber Onkel Aguilar winkte nicht wieder. Er stand da und kratzte sich hinter dem Ohr. „Junge, Junge!“ sagte er.

## 8.

## Weg mit euch!

Das Boot schoß dahin. Ben war es noch nicht schnell genug. Er saß an der Spitze. Der Wind knatterte ihm am Gesicht vorbei. Seine blonden Haare flogen. Er dachte an Pif. Jetzt würde er gleich wieder unter seiner Jacke sitzen. Ben spürte schon das kleine warme Knäuel an seiner Brust, und es war ihm, als hörte er das Krachen der kleinen Krallen am Stoff. Er dachte auch an Terry. „Na warte!“ dachte er.

Der Maat schien jetzt nachträglich Bedenken zu bekommen. Er betrachtete Ben stirnrundelnd.

„Was willst du denn eigentlich an Bord, du Bengel?“ fragte er.

Aber Ben war jetzt obenauf.

„Das sage ich nicht,“ rief er zurück.

„Na, du scheinst ja der Richtige zu sein,“ meinte der Maat, „warte mein Jüngelchen, du wirst noch was erleben.“

Das Schiff lag draußen auf der See. Es wuchs gleichsam heran. Immer höher stieg der Schiffsrumpf empor,

je näher sie kamen. Schließlich war es wie eine himmelhohe Wand mit unzähligen runden Bullaugen. Zum ersten Male stieg in Ben ein Gefühl der Beklemmung auf. Aber nun war es zu spät. Eine eiserne Leiter schob sich herunter.

„Los!“ kommandierte der Maat. Er packte Ben mit einem Griff und hob ihn auf die Sprossen wie einen Vogel. Ben kletterte die Leiter hoch. Von oben sahen Passagiere über die Reeling.

„Wenn mich Terry nur nicht vorher sieht,“ dachte er. „Sonst nimmt er Pif und versteckt ihn, oder er wirft ihn ins Wasser.“

Aber von Pif war jetzt vorderhand keine Rede. Raum an Deck, wurden sie von Gebrüll empfangen.

„Was soll der Knirps hier, Karsten?“ schrie ein dicker Mann in Uniform.

Der Maat stand stramm und gab Bescheid. Es war ein Ersatz für den erkrankten Küchenjungen. Der dicke Mann runzelte die Stirn und sah Ben unzufrieden an.

„Der sieht ja aus, als ob sie ihn eben von der Straße aufgegriffen hätten! Die Papiere sind hoffentlich in Ordnung?“

Der Maat umging diese Frage, indem er schnell erklärte, es sei der Neffe des Lotsen, der ihn bestens empfohlen hätte.

„So, so!“ Der finstere Blick wurde sanfter. „Und die Papiere?“

Der Maat fing an zu stottern. Es war so eilig gegangen...

„Mensch,“ brüllte der Dicke, „Sie wollen doch nicht sagen . . .“ (Hier drehte er sich um, als sei ein Polizist in der Nähe.) „daß der Lämmel ohne Papiere ist? Das ist ja Kindesraub.“

Der Maat bekam einen roten Kopf. Aber Ben kam ihm zu Hilfe.

„Es ist meine Schuld, Herr Kapitän!“ sagte er hastig. Der Dicke drehte sich um.

„Ich bin kein Kapitän!“ schnauzte er, „und du hältst den Schnabel, sonst schmeiße ich dich ins Wasser, verstanden?“

„Das dürfen Sie ja gar nicht,“ sagte Ben entrüstet.

Jetzt lachte der Dicke. „Na denn nicht,“ sagte er. „Du scheinst Haare auf den Zähnen zu haben, du Dreikäsehoch!“ Er schlug ihn auf die Schulter, daß Ben in die Knie knickte.

„Weg mit euch!“ schrie er, „daß euch der Kapitän nicht sieht. Dann gibt's was raus. Das sage ich euch. Ich weiß von nichts.“ Und er drehte sich um und lief davon, als hätte er sich verbrannt.

Der Maat stieß Ben eilig vor sich her. Rechts herum, links herum, gerade aus. Es ging wie der Bliß.

Ein Gewimmel von Menschen drängte sich an ihnen vorbei. Matrosen, Leute mit Tressen am Armel, Mädchen mit weißen Häubchen, ein Konditor, der Kuchen trug, zwei mit einem Sack, in dem es quielte, immer neue, alle geschäftig, alle hastig. Getöse, Schreie, Gelächter, Rufe und Kommandos erfüllten die Luft, dazwischen gellte ganz in der Nähe ohrenbetäubend eine Sirene. Ben hätte nie geglaubt, daß es auf einem Schiff so zuginge. Es war wie

in einem Warenhaus. Und diese Gänge! So oft man einen entlang gegangen war, kam man in einen neuen. „Wo ist denn die Kommandobrücke?“ fragte er den Maat, „und wo sind denn die Passagiere?“

„Das geht dich nichts an,“ sagte der Maat grob. „Da kommst du in deinem ganzen Leben nicht hin.“ Er war wütend über das, was er sich eingebrockt hatte. Aber Ben ließ nicht locker.

„Da muß ich aber hin,“ sagte er, indem er sich bemühte, sich trotz des rasenden Marsches nach dem Maat umzudrehen, der ihn am Kragen gefaßt hielt und vor sich herstieß.

Jetzt ging es eine Treppe hinab. Noch eine. „Aber wir kommen ja ganz unter die Erde!“ rief Ben entrüstet. Der Maat gab keine Antwort mehr. Er klopfte an eine Tür. Sie öffnete sich — Ben flog hinein, immer die Faust des Maats am Genick.

## 9.

## Ben macht Bekanntschaften.

Ein fetter Mann in weißer Mütze saß an einem Tischchen und schrieb. Er drehte sich um, wobei er an seinem Bleistift leckte. Kleine, schwarze Augen, die rund wie Kugeln zwischen weißlichen Hautfalten hervorquollen, sahen auf Ben.

„Vater Gambi,“ sagte der Maat, „hier bringe ich einen Ersatz für den Küchenhecht, der schlapp gemacht hat.“ Der Fette öffnete vor Erstaunen den Mund.

„Wo hast du denn den geschnappt?“

Er faßte Ben am Arm und rieb sein Fleisch zwischen den Fingern, während er den Maat mit seinen Augen betrachtete. Der Maat erzählte kurz, und der Fette, der nicht aufhörte, Bens Fleisch zwischen den Fingern zu reiben, hörte mit offenem Munde zu. Ben entzog sich ihm, aber der Dicke griff ohne hinzusehen wieder zu und hielt fest. Als er alles erfaßt hatte, fing er an zu lachen und ließ Ben los. Sein Leib schütterte, sein Doppelkinn erhob sich nach hinten und senkte sich nach vorn, und mit beiden Händen schlug er sich klatschend auf die Knie.

Ben sah ihn mit Widerwillen an und rieb sich den Arm.

„Worüber lachen Sie eigentlich?“ fragte er ärgerlich. Der Dicke hörte jählings auf zu lachen. Sprachlos sah er auf den Sprecher herunter, sein Gesicht schien plötzlich anzuschwellen, seine Augen wurden klein, er holte aus, und klatsch! hatte Ben eine furchtbare Ohrfeige weg. Er slog gegen die Tür. Der Kopf sauste ihm. Er verlor für einen Augenblick die Besinnung.

„Wie? Was?“ schrie eine blecherne Stimme, „in meiner Gegenwart macht das Karnickel die Schnauze auf? Na warte, mein Kälbchen, mein Lämmchen, wir werden dir die Wolle schon scheren.“

Ben hörte noch einige ähnliche Namen aus dem zoologischen Sprachschatz. Aber was sonst mit ihm geschah, wußte er nicht genau. Jedenfalls befand er sich plötzlich wieder auf dem Gang und slog unter dem Griff des Maats in eine Tür, die hinter ihm zuschlug. Er hatte während der ganzen Zeit keinen Laut von sich gegeben. Nur nicht heulen!

Das nahm er sich mit wütender Entschlossenheit vor. Jetzt sah er sich um. Der Raum war niedrig, aber groß. An den Wänden standen Betten, immer zwei übereinander, in der Mitte hingen Hängematten. Sie waren aus starker Leinwand und sahen aus wie kleine Boote. Eine schaukelte. Dahinter bewegte sich etwas. Ben ging hin. Ein Junge starrte ihn erschrocken an, wobei er rasch etwas in die Tasche schob. Es war ein kleiner Kerl, schwarzhaarig.

„Bist du auch Küchenjunge?“ fragte Ben.

Der andere faßte Mut.

„Ich dachte schon, es wäre der Alte.“ Er atmete auf. „Er hat mich doch auf Hunger gesetzt,“ erzählte er, „weil noch Fett in der Kanne war. Und gestern doch auch wegen Kartoffelschalen.“ Er holte einen Rest Brot aus der Tasche und fing an zu essen. „Ich schäle immer rechts-herum,“ sagte er zutraulich, „und das kann doch der Alte nicht leiden. Er hat mich sowieso auf'm Kieker. Da!“ Er hielt die Hand hin; ein breiter, roter Striemen lief über das Gelenk.

Ben sah unwillig hin. „Warum läßt du dir das gefallen?“ sagte er.

Der Kleine lachte nur. „Du bist wohl neu?“

„Ja,“ sagte Ben zerstreut und unruhig.

„So?“ Der Kleine war hocherfreut. „Dann mußt du von jetzt ab den Kessel scheuern.“

„Welchen Kessel?“

Der andere lachte. „Du wirst schon sehen,“ sagte er geheimnisvoll.

Ein Schritt ertönte draußen. Wie der Blitz war der Kleine verschwunden.

Die Tür flog auf. Ein großer Mann, blond, mit weißer Mütze, sah herein.

Ben stand unschlüssig.

„Her!“ kommandierte der Blonde. Ben ging hin und machte eine Verbeugung. Der Große runzelte die Stirn.

„Stillgestanden!“ kommandierte er. Ben nahm eine militärische Haltung an.

„Kehrt!“

Ben machte Kehrt.

„Front!“

Ben machte Front. Der Blonde schien befriedigt. Er musterte Ben von oben bis unten.

„Größe?“ fragte er scharf.

„Einen Meter zwanzig,“ antwortete Ben. (Ein Glück, daß er sich neulich mit Fritz Stiefel gemessen hatte!)

Der Blonde drehte sich um.

„March!“ kommandierte er und ging voran. Ben folgte ihm in militärischer Haltung. An einer Tür stand „Kleiderkammer“. Hier wurde haltgemacht, aufgeschlossen.

„Rein!“ befahl der Blonde, und Ben marschierte im Paradeschritt an ihm vorbei.

„Halt!“ Ben stand.

„Kehrt!“ Ben machte Kehrt. Ein Schrank wurde geöffnet. Im nächsten Augenblick flog ihm eine Jacke an den Kopf, Hosen, Mütze, Hemd, Strümpfe; alles weiß; es war das reine Schneegestöber.

„Anziehen!“ lautete das nächste Kommando. Ben riß seine Sachen herunter und stieg in die neuen Hüllen. Es paßte alles wie angegossen. Während er sich bückte, um die Schuhe zuzumachen, schwankte er. Der Boden hatte sich leicht gehoben. Das Schiff! dachte er. Er befand sich ja auf einem Schiff, das in voller Fahrt war. Ben hatte es ganz vergessen gehabt.

Als er vor dem Blondem stand, schneeweiß, in strammer Haltung, sah ihn der mit zufriedenen Blicken an. Dann zog er sich einen Stuhl heran und setzte sich.

„Außerdienstlich,“ sagte er finster und zeigte auf einen Schemel.

Ben ließ sich nieder, wobei das neue Zeug an ihm knisterte.

10.

Ich heiße Wöhler.

Der Blonde sah ihn grimmig an.

„Ich heiße Wöhler,“ sagte er, „mit h, Kabine einhundertachtundsiebzig. Wiederholen!“

Ben wiederholte.

„Gut,“ sagte Herr Wöhler befriedigt. Er strich seinen Bart und sah mit zusammengekniffenen Augen zu Ben herüber.

„Ausgekrast?“ fragte er halblaut, gleichsam vertraulich. Ben überlegte. Eigentlich ausgekrast war er nicht.

Herr Wöhler schmunzelte.

„Na?“ fragte er interessiert.

Ben zögerte. Aber Herrn Wöhlers Augen machten ihm Mut.

„Ich bin dem Eichhörnchen nach,“ sagte er. „Sie haben es wohl nicht gesehen?“

Herr Wöhler riß die Augen auf. „Ein Eichhörnchen?“ Nein, es war ersichtlich, daß er keines gesehen hatte.

„Terry hat es mir nämlich gestohlen,“ sagte Ben zutraulich. „Und er ist hier an Bord. Aber natürlich nicht als Küchenjunge, denn er ist ja reich; er bezahlt.“

Und nun erzählte er alles, was zu erzählen war. „Wir hatten nämlich Hunnenschlacht gespielt,“ berichtete er, „und Terry war erledigt. Ich hatte ihn selbst gefesselt. Aber es muß ihn einer losgemacht haben. Vermutlich Peter Stiefel, denn der kämpfte nicht mit, weil er Pferd war. Aber ich wußte natürlich nichts davon. Das konnte ich doch auch nicht wissen,“ sagte er zu Herrn Wöhler, „denn ich kämpfte doch schon längst wieder auf dem rechten Flügel.“

Herr Wöhler nickte; er war ganz Ohr.

„Und wie wir nachher den Hunnentrunk zurechtmachten,“ fuhr Ben fort, „bei uns kriegen nämlich die Gefangenen den Hunnentrunk,“ erklärte er, „denn Marterpfahl und so gab es damals ja gar nicht“ — (wozu Herr Wöhler bestätigend nickte) —.

„Da kommt plötzlich aus dem Gebüsch Terry heraus, und ehe ich's mir versehe, schmeißt er mir etwas ins Gesicht, mit voller Wucht sage ich Ihnen. Und was ist es?“

Ben sah Herrn Wöhler fragend an. Dieser zuckte die Achseln. Er wußte es nicht.

„Ein Eichhörnchen ist es —,“ rief Ben triumphierend, „ein richtiges, lebendes Eichhörnchen. Was sagen Sie dazu?“

Herr Wöhler sagte, daß er es erstaunlich fände.

„Ist das nicht eine Gemeinheit?“ rief Ben flammend, „das arme Tier so zu schmeißen? Ich will gar nicht von mir reden, hier!“ (Er zeigte auf seine Stirn, von der eine mächtige Schramme bis zur Wange herunterlief.) „So hat es mich gekraßt, aber natürlich nur in der Angst, das arme Tier. Nachher ist es mir gleich unter die Jacke gefahren und hat sich da versteckt. So klein war es (er zeigte Herrn Wöhler, wie klein es war), und es heißt Pit,“ schloß er triumphierend und lehnte sich zurück.

Herr Wöhler hatte mit höchster Aufmerksamkeit zugehört. Jetzt lehnte auch er sich zurück.

„Hm!“ sagte er nachdenklich und zerrte an seinem Bart. „Hm!“

„Und aus der Tasse hat es getrunken,“ erzählte Ben mit Stolz, „und es hat bei mir geschlafen. Und einen Käfig haben wir ihm gemacht aus lauter Ästen, und man konnte ihn zumachen. Aber natürlich war Pit immer draußen, wenn ich zu Hause war,“ sagte er.

„Natürlich,“ sagte auch Herr Wöhler kopfnickend.

„Nur wegen Tante Polder habe ich den Käfig gemacht,“ erzählte Ben. „Weil Frauen ja Angst vor Tieren haben. Romisch, nicht?“ Und er lächelte Herrn Wöhler kameradschaftlich zu.

Auch Herr Wöhler lächelte.

„Ich hatte ihn schon ganz zahm,“ erzählte Ben mit zärt-

lichem Gesicht. „Wenn ich rief Pit! dann kam er. Und da kommt dieser Terry und nimmt ihn einfach weg. Das ist doch gemein, nicht wahr?“

In der That, dies fand auch Herr Wöhler gemein. In dessen äußerte er sich nicht weiter darüber. Er zerrte an seinem blonden Bart. „Hm!“ sagte er, und man sah, wie er nachdachte.

Ben schwieg nun auch. Denn er hatte nun erzählt, was zu erzählen war.

Es entstand eine Pause. Man hörte, wie das Meer draußen ab und zu eine Woge gegen das Bullauge klatzte. Ganz ferne schüttelte das Stampfen der Maschinen.

Endlich stand Herr Wöhler auf. Sogleich fuhr auch Ben in die Höhe und stand stramm. Herrn Wöhlers Gesicht hatte wieder den dienstlich grimmigen Ausdruck von vorhin. Er schob mit einem militärischen Griff Bens Mütze gerade, ließ ihn Kehrt und Front machen und schien zufrieden.

„Dienstlich zu sprechen zwischen 9 und 10,“ sagte er unwirsch. „Außerdienstlich abends von 8 Uhr ab. Verstanden?“

„Jawohl,“ sagte Ben.

„Gut.“ Herr Wöhler sah ihn grimmig an. „Weggetreten!“ kommandierte er. Ben machte Kehrt und marschierte ab.

„Rechts!“ rief Herr Wöhler zornig hinter ihm her. Ben marschierte nach rechts. Hinter ihm schloß sich die Thür mit einem Knall.

## II.

Ben darf den Kartoffelkessel „ausessen“.

Ben war es ein wenig wirblich im Kopf. Er schloß für eine Sekunde die Augen.

„Achtung!“ schrie eine Stimme. Aber es war zu spät. Ben fühlte einen Stoß; etwas krachte; Geschirr kollerte zu Boden, und etwas Nasses, Heißes schwappte ihm über den Fuß.

„Lümmel!“ brüllte ein Steward in weißer Schürze. „Was hast du dich hier rumzulegen? Weißt du nicht, wo du hingehörst?“

„Nein,“ sagte Ben wahrheitsgemäß.

„Was?“ rief der Wütende. „Auch noch frech willst du werden?“

Ben duckte sich. „Ich bin doch ein Neuer!“ rief er empört. „Wie soll ich denn das wissen?“

Der andere beruhigte sich etwas.

„Dann brauchst du doch nicht gerade mir vor die Füße zu laufen!“

Ben bückte sich und hob das Geschirr auf. Ein Teller war zertrümmert.

„Da!“ sagte der Steward, „lauf in die Küche und laß dir einen neuen geben. Aber flott!“

„Ich weiß ja gar nicht, wo die Küche ist!“ sagte Ben erschrocken.

„Heiliger Brahma,“ stöhnte der Steward, „und so was läuft hier frei herum!“

Er drehte sich um und lief den Weg, den er gekommen war, zurück.

Ben hielt es für das Beste, ihm zu folgen. Wieder ging es durch Gänge, eine Treppe hinab, um die Ecke. Ein Riesenschild leuchtete entgegen:

Unberufenen ist das Betreten der Küchenräume verboten!

Ben mußte sich einen Augenblick lang klarmachen, daß er zu den Berufenen zählte. In der nächsten Sekunde war er schon hinter seinem Führer in das Reich der Löpfe eingedrungen. Eine Welle von Hitze und Eßgerüchen warf sich ihm entgegen. Ein Gebrause von Stimmen, ein Gelapper von Deckeln und Geschirren, Kommandorufe und hastiges Gelaufe umgaben ihn. Der Steward war verschwunden. Ben sah sich vergeblich nach ihm um.

„Aus dem Wege!“ schrie ein Weißgekleideter, der einen mächtigen Topf schwenkte. Ben fuhr zurück und prallte gegen einen andern.

„Tunge!“ brüllte der. Es klirrte. Ben machte, daß er davonkam.

„Da!“ rief ein Dritter ihn an und drückte ihm ein Tablett mit geschnittenen Zwiebeln in die Hand. „Rasch zu Tappert!“ und war fort.

Ben stand da. Wer war Tappert? Er sah auf die Zwiebeln herunter. Beißende Schärfe drang ihm in die Augen. Halb blind stellte er das Tablett irgendwohin, wo einer „Weg da!“ schrie, und griff nach seinem Taschentuch. Aber wo war das Taschentuch? Es war in dem alten Anzug geblieben bei Herrn Wöhler. Und eine Sekunde lang tauchte vor Bens innerem Auge der blonde Mann auf und

das Wort: „Kabine einhundertachtundsiebzig“ wie etwas sehr Tröstliches.

In eine Ecke gedrängt, umtobt von einer entsetzlichen feindseligen Geschäftigkeit, stand Ben da, die Augen tränend von den Zwiebeln, das Herz schwer, der Kopf wirblich.

In diesem Augenblick rief einer dicht neben ihm:

„Wo bleiben die Zwiebeln?“

Ben riß sein Tablett an sich und stürzte hin.

„Hier, Herr Tappert!“ sagte er stolz; dies war der erste glückliche Augenblick an Bord. Ein kleiner Schwarzer sah ihn ärgerlich an.

„Was machst du hier in der Küche?“ schrie er. „Scher dich hier raus!“

Ben wollte etwas entgegnen, da sah er plötzlich ein bekanntes Gesicht. Der kleine Küchenjunge aus dem Schlafraum schoß auf ihn zu.

„Mensch!“ zischelte er aufgeregt, „wo steckst du denn? Der Alte sucht dich!“

Er lief zurück, und Ben hatte Mühe, sich hinter ihm zu halten. Er ging durch eine zweite Küche, eine dritte — überall Lärm, Gerüche, Gedränge. Jetzt wurde es stiller. Es ging eine Treppe hinunter. Der Kleine blieb plötzlich stehen.

„Wehe, wenn der Alte hört, daß du in der Soßenküche warst!“ sagte er ängstlich.

„Das ist mir egal!“ sagte Ben.

Der Kleine sah bewundernd zu ihm auf.

„Wie heißt du?“ fragte er.

„Ben.“

„Und ich heiße Gustav,“ sagte der Kleine. „Gustav Spucke. Aber der Alte sagt immer Spucke zu mir,“ klagte er.

„Das ist ja gemein!“ rief Ben.

„Sssst!“ Der Kleine drehte sich angstvoll um. „Heute ist wieder dicke Luft,“ flüsterte er. „Er hat vorhin gelacht.“ Er stolperte über eine Schwelle, und Ben hielt ihn fest. „Und wenn der Alte lacht,“ fuhr er fort... Aber da waren sie angelangt. In einem langen, schmalen Raum standen die Küchenjungen vor den großen Porzellanbecken und wuschen ab. Durch einen Spalt kamen die Teller, unaufhörlich glitten sie herein und fielen ins Wasser, und unaufhörlich fuhren die Hände ins dampfende Becken und reichten sie zurück, Teller um Teller, Teller ohne Ende.

Ein Grabes Schweigen herrschte in dem Raum. Nur das Plätschern des Wassers hörte man und das leise Klirren der zurückgereichten Teller. Alle die Augen waren starr auf die Arbeit gerichtet. Es schien, als wagte keiner zu atmen.

Am Ende des Ganges schimmerte es hell. Da stand — die hohe weiße Mütze auf dem Kopf, die kleinen dicken Hände über dem fetten Leib gefaltet — unbeweglich Vater Gambi und paßte auf. Jetzt richteten sich seine runden Kugelaugen auf Ben, schweigend.

Gustav Spucke gab Ben heimlich einen Stoß. „Hin!“ flüsterte er. Ben ging entschlossen auf den Fetten zu.

Vater Gambi ließ ihn ganz herankommen.

„Nun, mein Lämmchen,“ sagte er plötzlich mit seiner

hohen, meckernden Stimme, „hat's geschmeckt?“ Und wieder hob sich wie vorhin sein gewaltiger Bauch und schütterte vor innerem Lachen.

Ben runzelte feindselig die Stirn.

„Ich habe gar nichts gegessen,“ sagte er.

Vater Gambi lachte diesmal weiter. „Noch nicht satt?“ fragte er mit süßlicher Stimme. „Dafür sollst du jetzt auch den ganzen Kartoffelkessel aessen.“ Er meckerte, daß ihm die Tränen in die Augen kamen. Die ganze Reihe der Küchenjungen fiel bei diesem herrlichen Wis vorsichtig mit ein, und als kein Verbot erfolgte, ergab es im nächsten Augenblick ein tosendes, befreites Gelächter, wie wenn eine Lawine durch ein eben noch totenstilles Tal hinunterbraust.

Vater Gambi schlug mit einem Stöckchen, das er plötzlich in der Hand hatte, gegen einen Topf. Es gab einen kurzen, scharfen Ton. Im Augenblick war es still. Auch nicht ein Mucks war mehr zu hören. Nur die Teller klirrten, die unaufhaltsamen Teller, die durch den Spalt kamen.

Vater Gambi sah wieder unbeweglich aus.

„Spucke!“ rief er.

Wie der Blitz war Spucke vor ihm. Vater Gambi tippte ihn mit dem Stock auf den Kopf.

„Zeig' ihm den Kessel! Aber ein bißchen hurtig, mein Hühnchen. Eins!...“ Ben fühlte sich am Arm gepackt, fortgerissen. Spucke zerrte ihn zur gegenüberliegenden Wand, zitternd vor Angst. Ben sah blinzelnd um sich.

Hier standen die Kessel, drei nebeneinander. Jeder so hoch, daß Ben sich auf die Zehenspitzen hätte stellen müssen, um hineinzusehen.

Spucke riß einen Fegen von der Wand. „Ausziehen!“ flüsterte er sieberhaft. Ben zögerte.

„Zwei . . .“ Klang es vom andern Ende her.

Jetzt griff Spucke selbst zu. Er riß Ben die Jacke vom Leibe, die Hose, die Strümpfe. „Anziehen!“ flehte er und hielt ihm den Fegen hin. Es war eine Hose, zerrissen, steif vom Alter. Ben stieg hinein. Im nächsten Augenblick fühlte er sich von Spucke gepackt, hochgehoben, und ohne sich zu wehren, plumpste er willenlos über den nächsten Kesselrand und hinein. Im Rutschen fühlte er die kalte, glatte Fläche der Innenwand.

Spucke reichte oder warf ihm hinein, was zum Scheuern gehört, den Kasten mit Sand, den Holzpat, die Lappen.

„Drei!“ Klang es vom Ende her, und Spucke war fort wie geblasen, an seinem Platz, vor seinen Tellern, als hätte er nie woanders gestanden.

12.

Vater Gambi greift ins Wasser.

Ben scheuerte. Sand auf den Lappen und fertig, los! Ben verstand die Sache. Er hatte jeden Sonnabend Tante Polders sieben Kupferkessel gescheuert. Und Tante Polder wußte, wie man scheuert. Nicht etwa strichweise, rauf und runter, bald hier, bald da. Tante Polder haßte das Fahrige. Langsam aber ordentlich war ihre Losung, und das hatte Ben von ihr. Nur, daß er statt langsam — schnell setzte. Ben konnte scheuern wie der Blitz. Immer im Kreis. Eine Stelle nach der andern. Es war ein Vergnügen, ihm zu-

zusehen. Und Muskeln wie Eisen. Denn das gehört dazu. Ben hatte die stärksten Muskeln von der ganzen Klasse. Selbst Filtz, der Athlet der Schule, der fünfundvierzig Pfund mit gestrecktem Arm heben konnte, war nichts gegen Ben. Ben war stolz auf seine Muskeln. Und jetzt wollte er zeigen, was er konnte. Der Dicke sollte Respekt bekommen.

Warte! dachte er. Hier stand er nicht herum und wußte nicht wo und wie. Hier konnte er loslegen, und das tat er.

In dem großen Raum war Stille. Aber jetzt fing es im Kessel an. Es war, als säße eine Maschine darin. So exakt ging es. Man hörte den Sand spritzen und das Scheuerrohr sausen. Dreimal rum, Pause, wieder dreimal rum, wieder Pause; und so fort, als gäbe es keine Müdigkeit, kein Nachlassen, keine Muskeln. Einmal verdunkelte sich der Rand. Ben hörte auf und sah hoch.

Wie ein Karpfenmaul aus dem Teich schaut, so hob sich Vater Gambis breites Doppeltinn über den Rand, und seine kleinen Augelaugen sahen enttäuscht und mißmutig auf den Unermüdlichen in dem dunklen Kesselloch. Dann verschwand die Erscheinung, und wieder setzte die rastlose Maschine im Innern ein. Fünf Minuten, zehn Minuten. —

Plötzlich stockte es dadrin. Ben hielt inne, horchte.

Ein sonderbar erstickter Laut war an sein Ohr gedrungen, fast wie ein Hilfeschrei, er hob den Kopf über den Kesselrand. Niemand beachtete ihn. Alles hatte den Kopf zu der Stelle gewandt, wo Gustav Spucke stand.

Gustav Spucke befand sich unter Vater Gambis

Händen. Der Dicke hielt ihm gerade einen Teller vors Gesicht, auf dem sein lauerndes Auge einen Fleck entdeckt hatte. Er ließ den Teller ins Wasser fallen und ergriff Spucke bei den Schultern. Langsam und unwiderstehlich drückte er den Kopf des kleinen Küchenjungen auf das Wasser herunter. Es war, wie wenn ein Berg sich auf einen Grashalm senkt. Spuckes Hände griffen entsetzt in der Luft umher. Schon klang unter dem Wasser ein Gurgellaut herauf.

Da geschah etwas Außerordentliches. Zwei Hände packten den kleinen Körper, der sich unter den gewaltigen Fäusten wand, und rissen ihn mit solcher Wucht zur Seite, daß Vater Gambis Arme und Hände — plötzlich ihres Haltens beraubt — klatschend in das Becken fuhren. Ein Spritzer, gewaltig wie eine Springslut, übergieß seine schneeweiße Jacke, seine schneeweißen Hosen, ja sogar von seiner weißen Turmmütze herunter floß ein plätschernder Strahl ab wie aus einer Wasserrinne.

Ben aber — denn er war der Urheber — kniete am Boden und wischte dem kleinen Gustav Spucke sorgfältig das nasse, tränenverzogene Gesicht ab.

„Sie wollen wohl, daß er erstickt?“ rief er Vater Gambi zu und sprang auf. Seine Augen funkelten vor Entzündung. Er stand wie ein kleiner David vor einem fetten Goliath, und schien nicht übel Lust zu haben, ihm an die Kehle zu springen.

Vater Gambi wich vor ihm zurück. Sein Gesicht war mehr blau als rot. Er wollte sprechen, aber er vermochte es nicht. Er jappste.

Sprachlos vor Schrecken und Wonne stand die Front der Küchenjungen. Keiner dachte daran, die Teller aufzufangen, die ungeachtet der Ereignisse unermüdlich durch den Spalt kamen und mit leichtem Klapp—klapp in die Becken fielen.

Jetzt endlich fand Vater Gambi die Sprache wieder. Die triefenden Arme vom Leibe abgespreizt stand er und schrie kläglich:

„Abwischen!“

Ein Geschurr und Gerenne entstand. Dreißig Handtücher fuhren gleichzeitig über den kostbaren Leib und tupften und trockneten an ihm herum. Nur Ben stand beiseite und sah verächtlich zu. Vater Gambi fing diesen Blick auf.

„Arrest!“ brüllte er. „Vier Wochen Arrest bei Wasser und Brot!“ „Sperret ihn ein!“ Und dreißig Paar Hände ließen von Vater Gambi ab, warfen sich ebenso dienst-eifrig auf Ben und drängten ihn vorwärts. Ben ließ sich ohne Widerstand davonschleppen. Eine kleine Tür öffnete sich vor ihm; halb geschoben, halb gestoßen, flog er hinein. Hinter ihm drehte sich geräuschvoll der Schlüssel im Schloß. Dunkelheit umgab ihn. Draußen schurrten Tritte, dann wurde es still.

Ben tastete die Wände ab. Es war ein enger Raum, fast wie ein Schrank. Gegen die Außenwand hörte man das Wasser in regelmäßigem Anprall klatschen und rauschen. Die Maschinen sangen tief unten ihren gleichförmigen Rhythmus. Katata — Katata — ging es ohne Aufhören. Ben hockte sich in eine Ecke und schloß die Augen. Pit, Gustav Spucke, Onkel Aguvar, alles ging in seinem

Kopf kunterbunt durcheinander. Teller klirrten, Schneegestöber flog ihm um den Kopf, Herrn Wöhlers Stimme in seinem Ohr sagte: Kabine einhundertsiebenundachtzig. Dann war auch das vorbei. Ganz von ferne hörte er noch das Wasser klatschen und murmeln, dann sank er in einen tiefen, festen Schlaf.

13.

## Einbrecher!

Zu dieser selben Zeit lag in seiner schönen Luginskabinen, in seinem schneeweißen Bett, Terry und hatte die Augen offen. Er wartete; den Ellbogen aufgestützt, lauschte er zur Nebenkabine hinüber, wo die Eltern schliefen. Schweißtropfen standen auf seiner Stirn. Denn unter dem Bett kratzte es ungestüm, es piepste zornig, es polterte dumpf. Pils in seiner Hutschachtel wollte an die Luft. Terry hörte, wie nebenan die Mutter sich aufrichtete. „Hörst du nichts?“ sagte sie zu Herrn Abdelström.

Aber Herr Abdelström schlief. Man hörte sein ruhiges Schnarchen.

Frau Abdelström horchte. Da! Es kratzte, es schurrte.

„Duf!“ rief Frau Abdelström angstvoll, „hier sind Ratten!“

Herr Abdelström erwachte. „Ratten!“ sagte er schlafbefangen und schlief wieder ein.

Terry hielt sich muckstill. Er presste die Hände zusammen. Pils! dachte er inbrünstig, krake jetzt nicht! Nur diesen einen Augenblick verhalte dich still! Du sollst morgen

auch Nüsse haben und soviel Milch, wie du willst! Nur jetzt sei still!

Aber Pils hörte dies alles natürlich nicht. Ihm war im Augenblick auch nicht das geringste an Nüssen gelegen. An die Luft wollte er. Denn in diesem elenden Hutkarton kam man ja um. Und er setzte das Werk der Befreiung rüstig fort. Schon hatte er in den Deckel ein Loch gestoßen. Es ging vorwärts damit. Kraß! Kraß! machte er, daß die Pappstücke flogen.

Jetzt sprang Frau Abdelström aus dem Bett.

„Duf!“ schrie sie, „hier sind Ratten. Hier bleibe ich keine Minute mehr!“

Herr Abdelström wurde nun völlig wach. „Ratten?“ sagte er, „ausgeschlossen, höchstens eine Maus.“

„Eine Maus?“ rief Frau Abdelström entsetzt. „Ein Mäuschen,“ beruhigte Herr Abdelström.

„Duf!“ Frau Abdelström hatte für diese Feinheiten keinen Sinn. „Du weißt, wie ich über Mäuse denke. Mäuse sind mein Tod.“

„Gut!“ sagte Herr Abdelström und stand auf. „Wir werden die Sache untersuchen.“ Seine Stimme klang ärgerlich, und Terry in seinem Bett erbehte. Er hörte, wie der Vater seine Schuhe anzog.

„Sie muß bei Terry im Zimmer sein,“ murmelte Frau Abdelström angstvoll. „Der arme Junge!“

Herr Abdelström kam an Terrys Bett. Von seinem gewichtigen Schritt knarrten die Dielen. „Hast du etwas gehört?“ fragte er streng. Terry hatte nichts gehört. Er lag unter seiner Bettdecke und tat, als schlief er noch halb.

Herr Adelsström stand ungeschlüssig und lauschte. Nichts war zu hören. Augenscheinlich hatte Pif vor der Stimme und dem Schritt Furcht bekommen. Er verhielt sich still.

„Es ist nichts,“ rief Herr Adelsström hinüber. „Du mußt dich getäuscht haben.“

„Natürlich,“ rief Frau Adelsström von drüben her erbittert. „Jetzt verhält sie sich ruhig, diese Tiere sind ja sooo schlau!“

Terry versicherte, daß bei ihm keine Maus sei, bestimmt keine Maus. Und das konnte er ja auch wahrheitsgemäß versichern. Aber seine Stimme klang so ängstlich, daß Herrn Adelsström ein Erbarmen ankam. Er strich ihm über die heiße Stirn und ging zu seiner Frau zurück.

„Du hast den Jungen erschreckt mit deiner Angst,“ bemerkte er halbblau. „Er zittert am ganzen Leibe. Es ist auch ein Unfug, die Leute mitten in der Nacht aus dem Schlaf zu reißen.“

Er zog mürrisch seine Schuhe wieder aus.

„Aber ich habe es doch gehört,“ verteidigte sich Frau Adelsström.

„Du hast geträumt,“ sagte Herr Adelsström und legte sich nieder. „Du träumst ja immer von Mäusen.“ Und er zog die Decke über das Gesicht und schlief wieder ein.

Frau Adelsström war entrüstet, denn noch nie hatte sie von Mäusen geträumt, aber sie sagte nichts und drehte unwillig den Kopf zur Wand.

Totenstille herrschte. Wieder ertönte das ruhevollere Schnarchen Herrn Adelsströms, und nun war es Terry, als ob auch die Atemzüge der Mutter herüberklangen. Er



wagte es, aufzuatmen. Leise setzte er einen Fuß auf den Boden. Er hatte einen Plan.

Ehe noch Pfl wieder anfing, sich in seiner Schachtel so unsinnig zu gebärden, wollte er ihn herausnehmen und zu sich ins Bett holen. Vielleicht fror das Tier auch in seiner Schachtel. Vielleicht liebte es die Wärme. Vielleicht war es sogar von Ben her gewohnt, in einem Menschenbett zu schlafen. Wer konnte das wissen? Auf jeden Fall war es leichter, die Geräusche unter der Bettdecke zu ersticken als in der Schachtel.

Terry zog auch das andere Bein aus dem Bett. Es knarrte. Lautlos — das Bein in der Luft — lauschte er. Nichts bewegte sich drüben. Jetzt kniete er vor dem Bett und ergriff die Hutschachtel. Sogleich begann drinnen der eingeschlossene Pfl einen wahren Indianertanz. Er polterte und sprang gegen den Deckel wie rasend. Terry riß den Deckel ab und stieß einen lauten Schrei aus, denn Pfl, wutentbrannt über solche Freiheitsberaubung, war ihm mit beiden Krallen ins Gesicht gefahren. Ein Schmerz, wie wenn Nadeln sich tief ins Fleisch bohren, durchfuhr Terry, er ließ das Tier los und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Aber fast gleichzeitig kam aus der Nebenkabine ein gellender Aufschrei. Frau Adelfström, die bei dem ersten Laut aus Terrys Munde aufgesprungen war, stieß ihn aus. Etwas Entsetzliches schien nebenan vorzugehen. Stühle fielen krachend um, etwas Schweres polterte mit Donnergetöse zu Boden; es knirschte, wie wenn Vorhänge von oben bis unten aufgerissen werden, und in das Getöse hin-

ein tönte Herrn Adelsströms Stimme, der laut schrie:  
„Was ist denn los?“

„Ein Einbrecher! Ein Einbrecher!“ das war alles, was Frau Adelsström hervorbrachte; sie wies mit versagenden Händen auf die Luke, von der der Vorhang in Fesseln herunterhing, und deren Fenster weit aufgestoßen auf den Gang wies, und fiel ohnmächtig auf das Bett.

14.

Feste!

Ben schlief. Er träumte, er säße in Dunkel Raguars Loxsenstube und scheuerte die Wand. Aber immer, wenn er eine Stelle blank hatte, kam Pit und drückte sein Schnäuzchen darauf. Und sogleich sah die Stelle wieder so dunkel aus wie vorher. „Willst du wohl!“ sagte er, und er nahm seine Mütze und schlug nach ihm. Klatsch! machte es. Aber da war es nicht Pit, den er getroffen hatte, sondern ein fettes Gesicht mit einem Doppeltinn und kleinen schwarzen Augen, die ihn zwischen weißlichen Hautfalten stechend ansahen. „Entschuldigen Sie,“ sagte er höflich. „Da ist nichts zu entschuldigen,“ sagte das Doppeltinn, „ins Wasser mit ihm!“ Und Ben fühlte, wie lauter Hände zupackten und an ihm zerrten. Da klopfte es vernehmlich. „Herein!“ rief er und fuhr in die Höhe. Er riß die Augen auf und taumelte zurück. Er war gegen die Wand gefahren. Wo bin ich denn eigentlich? dachte er. Dies ist doch nicht mein Bett...

Da klopfte es wieder. Jrgend etwas tastete an der

Wand, vorsichtig. Ben war nun ganz wach. Er horchte. Ein Schlüssel glitt leise ins Schloß, es knirschte sachte, die Tür ging auf.

„Still sein!“ befahl eine Stimme. Eine Taschenlaterne leuchtete kurz auf.

„Kaus!“ kommandierte die Stimme. Ben stolperte vorsichtig über die Schwelle. Die Taschenlampe drehte sich und beleuchtete sekundenlang ein grimmiges Gesicht, einen blonden Bart. Es war Herr Wöhler (mit „h“!), der Maat aus der Kleiderkammer.

Ben wollte etwas sagen, aber eine Hand fuhr ihm über den Mund. Herr Wöhler schloß leise wieder zu und faßte ihn am Armel. Wie einen Verbrecher schob er ihn vor sich her. Kein Laut war zu hören; es schien, daß Herr Wöhler sich auf Strümpfen befand. Im Stockdunkeln ging es einen Gang hinunter. Eine Tür klappte auf.

„Nein!“ kommandierte Herr Wöhler. Hinter ihnen schloß sich die Tür.

Eine elektrische Birne flammte auf, und Ben sah die gemütlichste Kabine von der Welt vor sich. Um einen kleinen Tisch zog sich ein herrliches Sofa. Lehnstühle standen in den Ecken, und an der Wand hingen lauter komische Sachen, die man aber nicht ordentlich erkennen konnte, weil sie im Schatten waren. Aber das Aller schönste stand auf dem Tisch, nämlich ein ganzes Stillleben aus Brot, Butter, Schinken und Käse, hübsch aufgebaut und herzerfreulich anzusehen.

Herr Wöhler ließ Ben mit befehlender Gebärde hinter den Tisch schlüpfen und sorgte dafür, daß er in die beste



Edle kam. Dann wies er mit strenger Miene auf die angenehmen Dinge, die den Tisch bedeckten. Er reichte ihm Gabel und Messer, wie man einem Menschen Waffen zum Zweikampf überreicht, und sprach nur das eine Wort dazu:

„Feste!“

Ben machte keine Umstände. In diesem Augenblick war es ihm klar geworden, wie hungrig er war. Er hatte ja

seit heute früh nichts gegessen. Seit Tante Polbers Frühstück. Eine Sekunde lang mußte er sich besinnen. War das wirklich erst heute früh gewesen?

Aber Herr Wöhler duldete keine Gedankenversenkung. Er runzelte heftig die Stirn und machte ein ungeduldiges „Hm!“

Ben langte zu. Er hatte nie gewußt, daß Brot so gut schmecken kann, und nun erst mit Butter! (Von der Wurst und dem Schinken gar nicht zu reden.)

Herr Wöhler schob ihm ab und zu das Brot hin, die Butterdose, den Käse. Sobald Ben eine Pause machte, runzelte er die Stirn.

Nach zehn Minuten streckte Ben die Waffen und sah Herrn Wöhler stehentlich an. Aber dieser machte sofort ein derartig ingrimmiges Gesicht, daß er noch einmal gegen die Wurst zu Felde zog. Dann aber legte er Messer und Gabel so energisch hin und schob den Teller so entschieden zurück, daß Herr Wöhler einsah, hier war mit Stirnrunzeln nichts mehr zu erreichen. Seine Stirn glättete sich etwas. Er stand auf und räumte die Reste fort. Ben seufzte vor Sättigkeit tief auf und sah nun erst genauer um sich.

Allmählich hatte sich sein Auge an das matte Licht gewöhnt, und er unterschied nun über dem Sofa in der Ecke etwas Dunkles, Drohendes, das gleichsam gebückt da zu kauern schien. Er erhob sich halb, um es näher zu betrachten. Da sahen ihn zwei Augen funkelnd an. Ben fuhr zurück. Es war ein Affe, der ihn mit tückischen Blicken

betrachtete, bereit, ihm im nächsten Augenblick ins Gesicht zu springen.

Herr Wöhler lachte.

„Mausetot,“ sagte er und drehte den Schirm der Lampe so, daß ihr Licht auf den Affen fiel. Es war ein ausgestopftes Tier, das erstaunlich natürlich ausah. Nur sah es jetzt im Licht nicht mehr unheimlich aus, sondern mehr demütig und rührend, wie es traurig bittend die Pfote ausstreckte.

Name: „Krag,“ sagte Herr Wöhler. „Gutes Tier. Bedauerlich!“

Ben streichelte sachte das Pfötchen, wobei Herr Wöhler nicht unzufrieden knurrte. Jetzt ließ er das Licht weiterwandern. Sein Schein fiel auf eine Schlange, die sich beängstigend an der Wand herunterringelte.

„Giftig!“ bemerkte Herr Wöhler. „Drei Opfer! Schuß!“

Er wies nicht ohne Stolz auf eine Stelle am Kopf, an der man den Eintritt der Kugel noch bemerken konnte. Die Lampe drehte sich, und in hellem Grün tauchte ein Vogel aus dem Dunkel, hochbeinig, die Brust herrlich in Purpur erglänzend. Ben stieß einen Ruf der Bewunderung aus, während Herr Wöhler schweigend über das metallisch glänzende Gefieder strich. Es folgte eine Eidechse, die eine schwarzweiße Zeichnung auf dem Rücken trug wie Domino-Steine, ein dachsähnliches Tier, dessen Schnauze in die Höhe gedreht war wie ein Pfropfenzieher und schließlich ein Glas mit winzig kleinen Fischen, die Herr Wöhler in größte Aufregung versetzte, indem er kräftig an die Glas-

wand pochte. Sie senkten sich alsbald von der Oberfläche, wo sie geruht zu haben schienen, herab wie schwebend und breiteten herrliche, quallenartige Schleiergebilde um sich aus. Ben bewunderte sprachlos. Er wagte nicht zu sprechen. In der Aufregung hatte er Herrn Wöhlers Armel gepackt, wie wenn er ihn zwingen wollte, auch zu sehen, und preßte ihn mit aller Macht zusammen.

Dann war die Schau beendet. Herr Wöhler versetzte die Lampe wieder in ihre gewöhnliche Lage, und Ben kehrte in seine Sofaecke zurück.

Jetzt öffnete Herr Wöhler mit geheimnisvoller Miene einen Wandschrank und langte etwas daraus hervor, das er stumm vor Ben auf den Tisch nieder setzte. Es war eine Art von Nest, ziemlich groß und kunstvoll aus Stoffresten zusammengesetzt. Auch die Ferse eines Strumpfes sah unter anderem hervor und hatte mit zum Bau gebient. Herr Wöhler betrachtete es wohlgefällig. Ben sah ihn groß an.

„Pit!“ sagte Herr Wöhler und zeigte auf das Nest. Ben fuhr in die Höhe.

„Meinen Pit? Soll er hier wohnen? Ja?“ Er ergriff Herrn Wöhlers Hand, drückte sie, bis sie förmlich weiß wurde und wäre ihm um ein Haar um den Hals gefallen. Aber im letzten Augenblick verzichtete er darauf. Denn Herr Wöhler sah wieder entsetzlich grimmig aus. Er langte hinter sich und holte ein Schälchen hervor. Es war bis obenhin mit Nüssen gefüllt.

„Für Pit?“ fragte Ben entzückt. Herr Wöhler zuckte

die Achseln, als wäre das eine recht überflüssige Frage und zerrte wieder an seinem Schnurrbart.

„Aber wir müssen ihn erst haben,“ rief Ben aufgeregt.

„Erst haben,“ bestätigte Herr Wöhler mit nachdenklich gefalteter Stirn. Und plötzlich, als wäre jetzt gar keine Sekunde mehr zu verlieren, stand er auf, stellte das Nest zur Seite, das Schälchen daneben und griff nach seiner Mütze.

Ben war aufgesprungen. Klopfenden Herzens stand er da. Er wagte nicht zu reden. Er sah nur Herrn Wöhler an, der sich an seinem Schrank zu schaffen machte. Jetzt zerrte er etwas daraus hervor.

„Anziehen!“ befahl er, und eine riesige, schwarze Mjacke flog rücklings zu der Stelle, wo er Bens Kopf vermutete. Ben erhaschte sie im Fluge. Sie war dreimal zu groß für seine Gestalt, und Ben sah darin aus wie ein wandelndes Faß. Dann öffnete Herr Wöhler die Tür, steckte vorsichtig den Kopf hinaus und sondierte das Terrain. Kein Feind schien in der Nähe zu sein. Er winkte nach rückwärts und schloß leise hinter Ben die Tür.

Lauflos wie Indianer auf dem Kriegspfade schlichen die beiden dicht hintereinander den schwach erhellten Korridor hinunter.

15.

### Nachtgedanken.

Die Wache auf dem Promenadendeck der „Kleopatra“ hatte in dieser Nacht zu tun gehabt. In einer der Luxus-

kabinen war eingebrochen worden. Jemandem Gauner hatte sich anscheinend eingeschlichen und unter dem Bett eines Jungen verborgen gehalten. Die Mutter, eine Frau Abelström, hatte zuerst die verdächtigen Geräusche gehört, und ihrer Aufmerksamkeit war es zu verdanken, daß der Dieb gestört worden war. Er hatte in der Wut das Gesicht des ebenfalls aufgeschreckten Jungen mit irgendeinem scharfen Instrument erheblich zerkratzt, war dann anscheinend in die Nebenkabine geflüchtet, wo das Ehepaar Abelström schlief, hatte hier Verwüstungen angerichtet, den Schmutzlasten der Dame auf die Erde geschleudert, die kostbaren Juwelen lagen über den Teppich verstreut (ob einige fehlten, war noch nicht festgestellt), und war dann durch die offenstehende Fensterluke, die auf den Nebengang des Promenadendecks führte, entkommen. Das ganz unerhörte Ereignis wurde noch besonders geheimnisvoll durch den Umstand, daß die fragliche Luke sehr klein war und bestenfalls nur einen ganz jungen Menschen durchlassen konnte, keinesfalls aber einen ausgewachsenen Mann.

Die Aufregung unter den Passagieren war gewaltig. Wie sollte man noch weiter ruhig auf der „Kleopatra“ schlafen, wenn man wußte, es befanden sich Diebe und Einbrecher an Bord! Die Wache war noch in derselben Nacht verdreifacht worden, die Stewards liefen verstört herum. Der Kapitän selbst hatte sich in die Kabine der Familie Abelström begeben, um sein Bedauern auszusprechen. Auch Doktor Pettenberger, der Schiffsarzt, war aus dem Bett geholt worden, denn Frau Abelström hatte von der Aufregung einen Nervenanfall bekommen.

Sie sprach beständig von einem Wedel, mit dem ihr der Unbekannte ins Gesicht geschlagen habe, einem sonderbaren, weichen Instrument, das sie zum Niesen gebracht hatte, und das sicher eines der neuen, verruchten Betäubungsmittel gewesen war, an denen die moderne Verbrecherwissenschaft ja so reich sein soll.

Der Gatte der Dame, Herr Abelström, sprach mehrfach seine Empörung über derartige Vorfälle aus, wobei er vor allem Gewicht darauf legte, daß man ihn um seinen Schlaf gebracht hätte. Er gähnte in der That auch unausgesetzt.

Der kleine Sohn der Familie, namens Terry, verhielt sich auffallend still und gefaßt, wofür ihn der Kapitän anerkennend auf die Schulter klopfte.

„Er soll heute bei uns in der Kabine schlafen,“ sagte Frau Abelström zärtlich, „das Kind ängstigt sich ja sonst zu Tode.“

Aber Terry fuhr auf und rief entrüstet, ja beinahe zähneknirschend:

„Ich will allein schlafen, und Angst habe ich überhaupt keine, und es ist überhaupt alles gar nicht wahr.“

„Das ist recht,“ sagte der Kapitän. „Du bist ein tüchtiger Kerl. Du wirst schon dafür sorgen, daß deiner Mutter nichts geschieht.“

Worauf Terry sich feuerrot färbte, kurz umdrehte und stolpernd in seinem Kabinenräumchen verschwand.

„Ein ernstes Kind,“ sagte der Kapitän freundlich.

Herr Abelström lachte: „Na, ich danke. Ein Lämmel ersten Ranges, Herr Kapitän.“

Frau Abelström indes wies diese Behauptung zurück.

„Es ist ein guter, lieber Junge,“ sagte sie energisch, „der uns nichts als Freude macht.“

Hierauf hüffelste Herr Abelström ein wenig, während gleichzeitig Terrys Kabinentür mit einem heftigen Knack zugezogen wurde.

Der Kapitän wünschte allseits eine gute, diesmal ungestörte Nachtruhe und empfahl sich.

Terry saß in der dunklen Kabine auf dem Bett, die bloßen Füße froren ihm auf dem kühlen Fußboden, es durchschauerte ihn in dem dünnen Nachthemd, aber er konnte sich nicht entschließen, ins Bett zu kriechen.

Pik war ja fort.

Als sein Fuß zufällig die leere Hutschachtel vor dem Bett berührte, stiegen ihm langsam Tränen in die Augen. So wunderbar geht das zu. Vor einer Stunde, als das Eichhörnchen in seiner Schachtel tobte, hatte er nur den einen Wunsch gehabt: Wäre ich dich los! Jetzt war alles still; keine Gefahr drohte mehr; im Gegenteil, er war gelobt worden. Der Kapitän, dieser mächtige Mann, hatte ihm über die Stirn gestrichen und gesagt: Du bist ein tüchtiger Kerl! Und was hatte die Mutter gesagt? Er macht uns nichts als Freude! Unerträglich war solch ein Lob. Am liebsten wäre er hinausgestürzt, hätte den Kapitän zurückgerufen und gesagt: „Ich bin an allem schuld!“ Aber der Kapitän war fort, und nebenan schliefen die Eltern. Und er hatte sie nun schon genug gestört.

Aber alles das war noch nicht das Schlimmste. Pik war fort. Pik, der eigentlich Ben gehörte. Den er heimlich fortgenommen, den er gestohlen hatte, um das rechte Wort zu

sagen. Bis jetzt hatte er sein Gewissen beschwichtigt: Ich kann ihn ihm ja wiederschicken, hatte er bei sich gedacht. Ich will ja bloß ein bißchen mit ihm spielen. Aber das ging nun nicht mehr. Pif war verloren. Vermutlich saß er hoch oben auf einem Mast, oder er war längst ins Wasser gesprungen. Vielleicht hatte er gedacht, das sei Waldboden; denn er kannte ja das Meer nicht. Er war über Bord gesprungen und ertrunken. Er war ja so ängstlich.

Terry starrte angstvoll in die Dunkelheit. Er horchte. Es war ihm, als hörte er in dem dumpfen Rauschen des Wassers, in dem unablässigen Pfeifen des Windes ein feines, schrilles Stimmchen, das vor Angst schrie. Aber es war wohl eine Täuschung. Jemand etwas auf dem Schiff hatte geknirscht; die Luft war ja erfüllt von tausend sonderbaren Geräuschen. Vielleicht schrie auch ein Vogel oder ein Wassertier so?

Es schrie von neuem, es schrie unablässig. Terry hätte sich die Ohren verstopfen mögen. Er sprang vom Bett auf. Vielleicht war Pif doch noch auf dem Schiff. Vielleicht hockte er ganz in der Nähe irgendwo. Vielleicht wartete er nur auf ihn.

Er mußte nach draußen. Er mußte ihn suchen, er mußte pfeifen, rufen, die Wache fragen. Pif gehörte ihm nicht. Pif gehörte Ben. Er mußte ihn für Ben suchen. Er lief zur Luke und horchte nach draußen.

Der Gang war still. Jemandwo erkönte ein regelmäßiges Anarren. Ganz in der Ferne hörte man das zischende Geräusch eines geöffneten Dampfventils. Dann war es

wieder still. Gleichmäßig rauschte tief unten das Wasser zur Seite; der Wind warf sich gegen die Glasscheiben der Gangtür wie schwere Atemzüge, die sich unablässig wiederholen. Terry kletterte vorsichtig hinaus.

16.

Herr Wöhler sagt: „Donner und Doria!“

Um Mitternacht bemerkte die Wache des Promenaden-decks plötzlich einen verdächtigen Lichtschein. Es war ihr, als glitten zwei Personen in dem Dunkel der Nacht lautlos an der Keeling entlang. Der Wachhabende stürzte mit einem lauten „Halt!“ darauf zu und riß zur Vorsicht im Laufen das Seitengewehr heraus.

Es ergab sich jedoch, daß es nur der Kleidermaat Wöhler war, ein großer, blonder Herr, der sich gerade vor dem Winde in eine Nische drückte, um sich dort eine Zigarre anzuzünden. Sein langer, schwarzer Umantel, der sich in der Zugluft bauschte, war wohl Ursache gewesen, daß der Wachhabende zwei Personen zu sehen geglaubt hatte.

Herr Wöhler wechselte, gemächlich in die Nische gelehnt, ein paar kameradschaftliche Worte mit der Wache und erklärte, er müsse die frische Nachtluft hier oben genießen, um nachher unten besser schlafen zu können.

Der Wachhabende entfernte sich etwas beschämt.

Wenn er auf dem Rücken Augen gehabt hätte, so würde er jetzt etwas Merkwürdiges erblickt haben. Hinter dem Umantel des Herrn Wöhler nämlich bewegte es sich

plötzlich geheimnisvoll, ein blonder Kopf kam zum Vorschein und flüsterte:

„Ist die Luft rein?“

Herr Wöhler rauchte unbeweglich seine Zigarre.

„Abwarten!“ sagte er. Darauf verschwand der Kopf wieder, und von neuem stand nur der eine Mann in der Nische und genoss die frische Nachtluft.

Plötzlich kam Bewegung in Herrn Wöhler. Er neigte sich vor.

„Horch!“ sagte er.

Bens Kopf kam zum Vorschein, lautlos.

Durch das gleichförmige Pfeifen des Windes kam ein Ton wie Rufen. Ein Pfiff. Jemand rief etwas. Etwas mit i. Jetzt ganz deutlich „Pik!“ hatte einer gerufen. Jetzt nochmals „Pik!“ Eine unterdrückte, angstvolle, hastige, flehende Stimme. Eine Stimme, die Ben kannte. Er ergriff Herrn Wöhlers Arm. Der Atem stand ihm still.

Und nun geschah es wie ein Blitz.

Die Gangtür flog auf. Es schoß etwas Graues heraus, etwas Winziges, Dunkles, wie eine Kugel, das schräg an der Wand in die Höhe lief. Gleich darauf erschien eine weiße Gestalt in der Tür, ein Junge im Nachthemd, der angstvoll die Arme nach der dunklen, kleinen Kugel ausstreckte und „Pik!“ rief.

Ben sprang aus dem Versteck. Er schob Herrn Wöhler zur Seite. Seine Jacke rutschte herunter und fiel zu Boden.

„Pik!“ rief er, „Pik!“

Und nun ein Pfiff. Ein Quietschen ertönte von der Wand.

Dann sprang etwas herunter, schnurrend wie Kätschen, sprang ihm auf die Schulter...

Im gleichen Augenblick ertönte ein erstickter Schrei.

Terry stand da, die Augen aufgerissen. Geisterbleich, als sähe er eine Erscheinung; die Haare sträubten sich ihm; er streckte die Hände abwehrend aus, eine Sekunde nur; dann drehte er sich um, jagte zurück, stieß sich an der Gangtür, fuhr verzweifelt an der Klinke herum, bekam die Tür auf und war verschwunden.

Ben hielt das Eichhörnchen im Arm. Er sah weder Terry, der davonzief, noch Herrn Wöhler, der ihm die Jacke überwarf. Er sah nur Pik, von dem nur das Schwänzchen unter seiner Jacke hervortradelte.

„Er hat mich erkannt,“ sagte er selig.

Herr Wöhler indes gab hierauf keine Antwort. Er drehte sich vorsichtig nach allen Seiten um.

„Abmarsch!“ kommandierte er halblaut.

Fünf Minuten später saß Pik zufrieden schnurrend in dem Strumpfnest des Herrn Wöhler und ließ sich bewundern. Er genehmigte sogar eine von den höflich dargebotenen Nüssen und bearbeitete sie mit den weißen Zähnen, wobei er sie, auf den Hinterpfoten sitzend, zierlich mit den Vorderpfoten vor sich in der Luft hielt.

Herr Wöhler und Ben saßen jeder an einer Seite des Tisches, die Arme breit aufgestemmt und sahen ihm zu, wobei sie ab und zu einen kleinen wohlgefälligen Laut des höchsten Vergnügens ausstießen. Sie machten sich von Zeit zu Zeit auf dies und jenes aufmerksam.

„Sieh mal das!“ sagte Ben, und „Sieh mal jetzt!“ und

vergaß dabei völlig, daß Herr Wöhler ein Vorgesetzter war und keineswegs mit „du“ angeredet werden durfte.

Plötzlich erklangen draußen auf dem Flur drei Gongschläge. Das Ablösungssignal.

Herr Wöhler fuhr in die Höhe. Er riß seine Uhr aus der Tasche.

„Mensch!“ rief er entsetzt, „nun aber fix!“

Er packte Ben am Arm und zog ihn wie der Sturm aus der Tür, den Gang hinunter, zur Küche.

Noch war alles dämmerig und leer. Aber hinter den Türen rechts und links regte es sich bereits. Da war die Tür zu Bens Gefängnis. Der Schlüssel steckte, sie war angelehnt. Herr Wöhler drückte Ben die Hand, öffnete und drängte ihn hinein.

„Zwischen 6 und 7,“ sagte er, und machte in der Eile, so gut es gehen wollte, das dienstliche Gesicht.

Plötzlich schlug ein grelles Licht den beiden entgegen. „Donner und Doria!“ murmelte Herr Wöhler. Er riß seine Taschenlampe heraus und kreuzte sozusagen die Helle mit seiner eigenen.

In grellem Licht, behaglich zurückgelehnt, die kleinen schwarzen Augen zufrieden auf die beiden überraschten Gesichter gerichtet, saß da hinter der angelehnten Tür — Vater Gambi.

Ben und Herr Wöhler standen versteinert wie die Statuen und starrten den Fetten an. Vater Gambi aber betrachtete sie schmunzelnd mit den Blicken des Schlächters, der sich eben dabei macht, sein Messer in den Rücken seines Schlachtopfers zu bohren.

Gemächlich erhob er sich, wobei Herr Wöhler ihm behilflich war. Er trat aus dem Gefängnis, das ihm so hübsch als Lauscherposten gedient hatte, heraus und machte grinsend eine einladende Bewegung zu Ben hin.

Ben verstand. Er stieg ohne Besinnen hinein. Es war gleichsam eine Ablösung. Hinter ihm drehte sich der Schlüssel. Er hörte noch die Schritte der beiden Abgehenden, und es war ihm, als wechselten sie sogar höfliche Worte, schreckliche, hinterlistige, geschmeidige Worte auf Seiten Vater Gambis, kurze, trockene, geringschägige von Herrn Wöhler her; dann verschwand das Geräusch in der Ferne, und Ben war wieder allein und konnte ganz nach Belieben über die eben erlebten Vorgänge nachdenken oder den unterbrochenen Schlaf von vorhin fortsetzen.

17.

Vater Gambi bedeckt sich mit Ruhm.

Die Nachricht des nächtlichen Einbruchs durcheilte das Schiff. Sie schlüpfte durch die Damensalons und die Rauchzimmer der Herren, sie schwang sich hinab zur zweiten Klasse und durcheilte die dürftigen Räume des Zwischendecks; sie wanderte in die Ohren der Serviermädchen und der Stewards, sie flog zu den Köchen und stieg sogar in die Heizräume hinab, wo die ruhigen Gestalten sie sich mit Behaglichkeit erzählten, während sie zwischen zwei Kohlenhaufeln eine Flasche Bier an die heißen Lippen setzten. Und sie gelangte vor allem und nicht

Schmidt, Pil reist nach Amerika.

zulezt in das kleine, fleischige Ohr des begierig aufhorchenden Vaters Gambi.

Vater Gambi überwachte gerade die Zubereitung einer unvergleichlichen Kaviarsoße, die niemand ohne seine Beihilfe zustandebringen durfte. Aber als die große Nachricht hinter ihm geflüstert wurde, ließ er zum ersten Male in seinem Leben die Kaviarsoße im Stich.

„Macht sie allein fertig!“ rief er den beiden Unterköchen zu, die seine Handlanger waren, und die ihren Ohren nicht trauten, „ich habe zu tun. Etwas Wichtiges!“ Damit entfernte er sich, so schnell seine kleinen, dicken Beine es zuließen.

Ja, in der That, etwas Wichtiges war zu tun. Vater Gambi watschelte spornstreichs in seine Kabine, schloß ab und legte den Finger an die Nase. Ein entsetzlicher und zugleich herrlicher Gedanke war wie eine Erleuchtung in sein Gehirn gefallen.

Ein Einbruch war verübt worden. Gut. Oder vielmehr schlimm. Wer verübte hier an Bord Einbrüche? Niemand. Die „Kleopatra“ hatte nur gediegene Leute an Bord, erprobte Männer mit ordentlichen Papieren, dreimal gestebte. War nun ein Mensch an Bord, der keine Papiere hatte? — Ja, es war so einer an Bord. Aber sachte, nicht so schnell. Wie hieß es in dem Bericht? Die Luke, durch die der Dieb gekrochen sein mußte, war so klein, daß ein erwachsener Mann nicht hindurchkam. Also war es ein unerwachsener gewesen, ein Junge am Ende? Vater Gambi schmunzelte. Er atmete aufgereggt. Seine Finger zerbrachen in der Hast sogar den guten Bleistift. Ruhig!

Wir kommen dahinter. Also ein Junge war es gewesen. Ruhig! Ein Junge, der keine Papiere hatte! Ha! Wir sind gleich so weit. Gab es in der ganzen Welt einen besseren Detektiv als Vater Gambi? Hä?

Gut, also ein Junge ohne Papiere. So weit waren wir. Aber der fragliche Junge, das Individuum ohne Papiere, war in der Nacht eingesperrt gewesen?

So? War er eingesperrt? Habt ihr auch genau nachgesehen? Nein, das habt ihr nicht. Geschlafen habt ihr. Nichts wüßtet ihr, wenn nicht einer da wäre, der etwas weiß. Einer der wacht, wenn die anderen schlafen. Ein treuer Diener der Schiffsgesellschaft. Der unvergleichliche, nicht genug zu ehrende Vater Gambi. Dieser brave Mann hatte revidiert. Und was hatte er gefunden? Das Gefängnis war offen gewesen. Leer war es gewesen. Niemand darin. Und was hatte nun dieser unvergleichliche Mann getan, während alle anderen schliefen? Er hatte sich selbst in das Gefängnis gesetzt; er, der hohe Vorgesetzte und Küchenchef hatte sich nicht gescheut, seine Würde soweit zu erniedrigen. Ins Gefängnis hatte er sich höchst selbst gesetzt und den Vogel abgepaßt.

Und wie war diese Selbstlosigkeit, diese Diensttreue belohnt worden? Statt des einen Galgenstricks hatte er zwei Gefangene. Den Jungen und seinen Helfershelfer. Einen bisher unbescholtenen Mann. Einen Maat. Wöhler hieß er. Ein Subjekt, das ihn, Vater Gambi, verächtlich zu behandeln wagte; das sich etwas Besseres dünkte als der Küchenchef selbst. Nun, es hatte sein Ende erreicht mit der Hochnäsigkeit. Das stille Wasser war entdeckt. Ent-

deckt durch den mehrfach erwähnten, den ruhmgekrönten Vater Gambi.

Zärtlich sah der Fette im gegenüberhängenden Spiegel sein Bild an. Er lächelte sich zu. In Gedanken erblickte er sich bereits in der Kapitänskajüte, umringt von den Offizieren, die ihm die Hände drückten, während der Kapitän selbst ihm mit ergriffener Miene eine goldene Verdienstmedaille an die Brust heftete.

Ein Schluchzen der Rührung kam aus Vater Gambis Brust.

„Es ist zu schön,“ murmelte er. „Es ist zu viel.“

Endlich wurde er seiner stillen Rührung Herr. Er ermannete sich, trocknete seine Freudentränen und begann sorgfältig seine spärlichen Haarsträhnen über den weißlichen Schädel zu kämmen.

Mit spähenden Blicken musterte er seine Gestalt. Er war zufrieden. Weiß und fleckenlos strahlte sie ihm entgegen. Dann setzte er vorsichtig die hohe Mütze auf und verließ die Kabine.

Vater Gambi begab sich zu dem Kapitän, um ihm Bericht über seine unerhörten und zugleich segensreichen Entdeckungen zu machen.

18.

Völlig verstockt!

Zwei Stunden später wurde Ben aus seiner Haft befreit. Die Thür öffnete sich; er fuhr empor und starrte geblendet in das hell hereinschneidende Licht. Zwei Matrosen

im Paradeanzug, ernst wie das Grab, standen da und nahmen ihn in Empfang. Jeder faßte einen seiner Arme, und so, gehalten wie von zwei eisernen Klammern, schritt Ben in der Mitte zwischen den beiden schweigenden Männern stumm und verblüfft durch die Reihen der entsetzt und neugierig starrenden Rüdchengesichter.

„Lassen Sie mich doch los!“ sagte er zu den zwei Matrosen; „ich kann doch allein gehen.“

Die beiden Männer lächelten nur, wurden aber gleich wieder ernst, denn sie befanden sich ja im Dienst. Und in was für einem Dienst! Sie hatten einen Einbrecher, den Mann, von dem das ganze Schiff sprach, sicher zum Verhör vor den Kapitän zu bringen.

„Ihr haftet mir dafür,“ hatte der Kapitän gesagt, „daß der Bursche nicht entspringt! Die ganze Art und Weise, wie dieses Individuum es verstanden hat, sich auf das Schiff einzuschleichen, verrät ein ganz gerissenes Subjekt.“

Auf einer kleinen Wendeltreppe, die Ben noch nicht gesehen hatte, ging es aufwärts. Im Steigen warf Ben einen Blick durch die offenen Lücken. Strahlender Sonnenschein brach durch die Öffnungen. Das Wasser tanzte schimmernd, eine frische, feuchte, herrliche Luft drang herein.

„Schönes Wetter, nicht wahr?“ sagte Ben zu den beiden Matrosen, die ihn führten. Aber keiner von ihnen antwortete. Sie drückten höchstens seinen Arm noch fester. So eine Frechheit war ihnen noch nicht vorgekommen, und noch dazu in einem so jungen Alter.

Die Treppe mündete unmittelbar vor der Kapitän's-

Kajüte. Hier war freier Himmel, blaue rauschende Luft, und über dem tausendfach erglitzernden Wasser sah man Schwärme weißer Möwen fliegen.

„So eine möchte ich wohl haben,“ dachte Ben. Aber dann schüttelte er den Kopf. Er hatte ja Pif.

Die Tür ging auf. Ben wurde hineingeführt. Hinter ihm schloß es sich wieder.

In der Mitte des Zimmers saß der Kapitän, hinter ihm standen andere Offiziere. Alle sahen ernst aus.

Ben wurde es ganz feierlich. Er machte eine Verbeugung.

„Guten Morgen,“ sagte er höflich. Niemand antwortete.

Der Kapitän nahm das Wort.

„Wie heißt du?“ fragte er.

Ben antwortete.

„Weshalb bist du auf das Schiff gekommen?“

Ben zögerte. Wie schade, daß er nicht vorher Herrn Wöhler gefragt hatte, was er sagen sollte. Am Ende nahmen sie ihm das Gehörnchen wieder weg. Die Herren sahen sich bedeutungsvoll an. Der Kapitän ließ diese Frage fallen.

„Woher stammt deine Verbindung mit Herrn Wöhler?“ wollte er wissen.

Wieder zögerte Ben. Hatte er eine Verbindung mit Herrn Wöhler, und weshalb fragte der Kapitän das alles?

„Aus der Kleiderkammer,“ sagte er schließlich.

„So.“ Der Kapitän notierte etwas. „Bist du auch in der Kabine des Herrn Wöhler gewesen?“

Ben sagte: „Ja.“

Die Herren sahen sich wieder an.

„Zu welchem Zweck?“

„Er hat mir zu essen gegeben,“ sagte Ben, „und dann hat er mir seine Tiere gezeigt.“ Ihm kam die Erinnerung an die Fische, und er lächelte erfreut.

„Haben Sie auch schon die Fische mit den Schleiern gesehen?“ fragte er höflich.

Einer der Offiziere hüstelte. Ein anderer wandte sich ab und schnaubte sich energisch die Nase.

„Nein,“ sagte der Kapitän, „die habe ich noch nicht gesehen. Aber sage mir mal, wie kam denn Herr Wöhler dazu, dir diese Sachen zu zeigen? Wollte er nicht noch etwas anderes von dir?“

Ben schwieg. Er mußte sich das überlegen. Wollte Herr Wöhler noch etwas anderes von ihm? Das mit Pif kam doch erst nachher.

„Nein,“ sagte er ehrlich. Die Offiziere sahen sich an, und Ben hörte, wie sie etwas murmelten.

„Völlig verstockt,“ sagte der eine.

„Bist du heute Nacht auf Deck gewesen?“ fragte der Kapitän weiter.

„Ja!“ sagte Ben freimütig. Der Kapitän sah ihn fest an.

„Warst du allein?“

Ben war entschlossen, alles zu sagen. Sie schienen es ja doch zu wissen.

„Nein,“ sagte er, „ich war mit Herrn Wöhler zusammen.“

Jetzt schienen die Offiziere sprachlos. Selbst der Kapitän bekam einen roten Kopf.

„Geniale Dreistigkeit,“ sagte einer der Herren aus der Ecke.

Der Kapitän runzelte die Stirn, als wollte er diese Bemerkung überhören und fragte weiter.

„Was wolltest du mit Herrn Wöhler nachts um 2 Uhr auf Deck, mein Junge?“

„Wir wollten ein Eichhörnchen fangen,“ erwiderte Ben.

Alle Herren plähten gleichzeitig los. „So eine Frechheit,“ riefen sie, „so ein Lämmel!“ „Hat man sowas gesehen! Das ist die heutige Jugend.“ „Traurig aber wahr!“ Diese und ähnliche Ausrufe vernahm Ben. Er war ganz erstaunt. Warum sagten sie das, und was sollte das alles bedeuten? War es denn so schlimm, daß das Eichhörnchen auf dem Schiff war?

Nur ganz allmählich legte sich der Tumult in der Kajüte. Der Kapitän gebot Stille. Er winkte den einen der beiden Wachmatrosen heran und gab ihm einen Auftrag. Der Mann salutierte und ging hinaus.

„Wir werden konfrontieren,“ sagte der Kapitän halblaut zu den Herren. „Mit Verhören ist hier ja doch nichts zu erreichen.“

Er wandte sich zu dem Tischchen und schrieb, während die Offiziere leise untereinander redeten. Ab und zu fiel ein Blick auf Ben, der ruhig da stand und sich wunderte, weshalb sie ihn alle so böse ansahen. Konfrontieren? dachte er; was war das nun wieder?

19.

Da bist du ja!

Die Tür ging auf. Ein Herr und eine Dame traten mit feierlichen Gesichtern herein. Die Offiziere brachten der Dame einen Stuhl, und sie setzte sich. Der Herr blieb stehen.

Der Kapitän sah Ben aufmerksam an.

„Kennst du diese Herrschaften?“ fragte er streng. Ben schüttelte den Kopf. Nein, er kannte sie nicht.

Der Kapitän wandte sich zu der Dame.

„Erinnern Sie sich des Gesichts, gnädige Frau?“

Die Dame sah Ben ernst und dringlich an.

„Nein,“ sagte sie und führte ein Tuch zu den Augen.

Dann wandte sie sich zu dem Herrn hinter ihr und flüsterte:

„Es ist schrecklich. Ich kann es nicht fassen. Er sieht so lieb aus.“

Der Herr zuckte nur die Achseln.

Der Kapitän machte ein mißmutiges Gesicht und schien unschlüssig. Da wandte sich einer der Offiziere zu ihm herunter und flüsterte etwas. Sogleich hellte sein Gesicht sich auf.

„Richtig!“ sagte er, „der Sohn! Ihr Herr Sohn, gnädige Frau, der mit ihm gekämpft hat. Warum haben Sie ihn uns nicht gebracht. Er wird am ehesten in stande sein . . .“

„Er wartet draußen,“ beeilte sich der Herr zu sagen. „Wir haben ihn mitgebracht, wollten ihn jedoch nicht ohne Ihren

ausdrücklichen Wunsch hereinbringen. Wie gesagt, er wartet nur auf Ihre Aufforderung."

Er schritt eilig auf die Tür zu und öffnete sie. Ein zaghafter Schritt wurde hörbar.

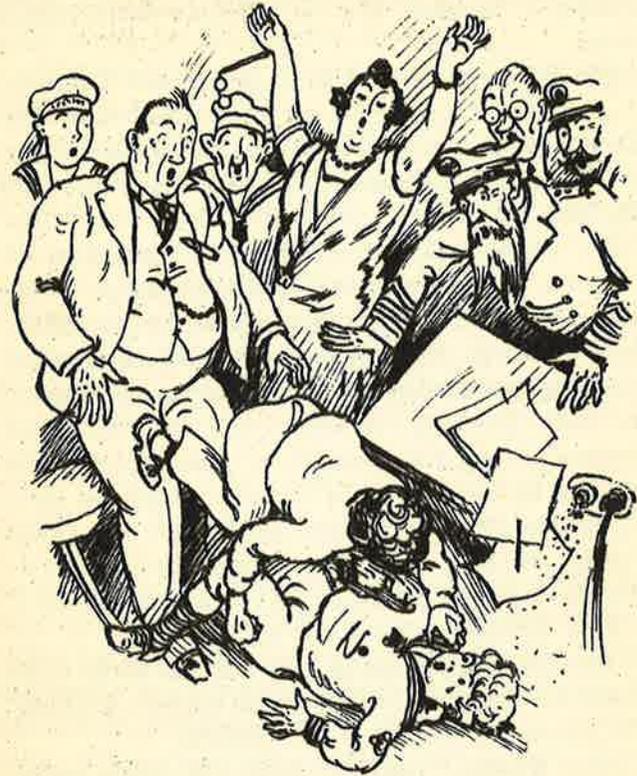
Ben drehte sich um.

In der hellen Morgensonne stand blinzeln, die Augen verlegen und mit dem Ausdruck eines unverkennbar schlechten Gewissens gesenkt, Terry.

Eine Sekunde lang stand Ben sprachlos. Im nächsten Augenblick geschah etwas Schreckliches, etwas ganz Unerhörtes und Unerwartetes.

Der gefasste Verbrecher, dieser unheimliche, junge Mensch, hatte kaum den Eingetretenen erblickt, als er sich auch schon mit dem Schrei: „Da bist du ja!“ auf den ahnungslosen Knaben stürzte und ihn, ehe noch einer der erstarrten Zuschauer eingreifen konnte, ja, ehe noch die Mutter den ersten Schrei des Entsetzens hatte ausgestoßen können, zu Boden warf, sich auf ihn kniete, und ihm mit dem wütenden Ruf: „Du Dieb, du gemeiner Stehler, du Lump!“ eine geradezu schreckliche Tracht Prügel in Gestalt von Puffen und regelrechten Boxerschlägen verabreichte.

In der nächsten Minute bereits entstand ein fürchterliches Durcheinander. Die Offiziere waren wie ein Mann dem Überfallenen zu Hilfe gestürzt, die Wachsoldaten hatten eingegriffen, Frau Abelström schrie, Herr Abelström donnerte, der Tisch des Kapitäns flog um, und in der Mitte wälzte sich ein Knäuel von Kämpfenden, Schreienden, Zupackenden, Losreißen und Dreinschlagenden, bis sich schließlich die Verwirrung dahin löste, daß auf der einen



Seite der Kabine der junge Verbrecher stand, der sich leuchtend und unter Rufen der Wut zwischen den Fäusten der Matrosen wand, während gegenüber in den schützenden Armen der Frau Abelström der Angegriffene lag, der arme überfallene, recht mitgenommen aussehende Junge, der schluchzte und sich ab und zu gewisse Körperteile rieb, die

aufscheinend besonders stark in Mitleidenschaft gezogen waren.

Der Kapitän wandte sich zu den hochregten Offizieren. „Geisteskrank,“ murmelte er. „Das erklärt alles. Der Mensch ist sofort zu isolieren. Bitte Doktor Pettenberger zu informieren. Einstweilen einsperren. Das weitere wird sich finden.“

Der junge Verbrecher wollte etwas sagen. Aber die Matrosen hatten ihre Befehle. Sie packten zu. Einen Augenblick später war der Gegenstand und die Ursache dieser unerhörten Szene aus der Kabine verschwunden; man hörte nur noch das rasche Getrappel der sich entfernenden Füße. Dann war es wieder still, und aller Augen wandten sich nun teilnahmsvoll der schwergeprüften Familie zu, die seit heute nacht so vieles auszustehen hatte.

„Gnädige Frau,“ sagte der Kapitän nach einer kleinen Stille, „ich höre, daß Ihnen Schmucksachen geraubt sind. Um wie viele handelt es sich? Wie sahen sie aus?“

Frau Abdelström sah nur kurz auf.

„Es fehlt nichts,“ sagte sie, „ich fand das übrige in den Falten des Teppichs. Es ist nicht das mindeste gestohlen.“ Sie wandte sich plötzlich zu dem Kapitän.

„Herr Kapitän,“ sagte sie, „lassen Sie Gnade walten, der junge Mensch ist gewiß unschuldig. Ich täusche mich nicht —.“

Hierauf lächelte der Kapitän; er war zu höflich, um zu widersprechen und machte nur eine Verbeugung. Dann trat er zu Terry und streichelte ihm den Kopf.

„Du bist ein tüchtiger Junge,“ sagte er. „Ein anderer

würde an deiner Stelle wahrscheinlich ein großes Geheul ausstoßen. Grund genug hättest du dazu.“

Terry wurde feuerrot. Er flüsterte seiner Mutter etwas ins Ohr, und sie erhob sich.

„Er geniert sich,“ sagte sie leise zum Kapitän, worauf beide lächelten und Terry freundlich ansahen. Die Offiziere machten vor Frau Abdelström eine Verbeugung und schüttelten Herrn Abdelström kameradschaftlich die Hand. Darauf verließ die Familie die Kajüte.

Lebhaft sprechend stiegen Herr und Frau Abdelström die Treppe zum Promenadendeck hinunter. Terry dagegen schwieg. Den ganzen Weg über kam kein Wort über seine Lippen.

20.

### Die Toten werden lebendig.

Vater Gambi unten in der Küche rieb sich die Hände. Jetzt ging alles seinen Lauf, wie er es eingeleitet, ja man konnte fast sagen: Wie er es angeordnet hatte. Der Junge saß bereits auf Nummer Sicher. Nun verhörten sie den anderen, diesen eingebildeten Blonden, der zu vornehm war, „Guten Tag!“ und „Wie geht's?“ zu sagen. Vater Gambi konnte getrost die Kaviarsoße fertigmachen.

Da fiel ihm etwas ein. Wie? War nicht die Nebe davon gewesen, daß Juwelen abhanden gekommen waren? Berichtete das Gerücht nicht sogar von unermesslichen Schätzen, die dieser Halunke von Küchenjunge geraubt hatte? Wo waren die Juwelen geblieben? Wo steckten

sie? Doch ohne Zweifel bei dem Helfershelfer, bei diesem Wöhler, der den Jungen angestiftet, der ihm befohlen hatte, durch die Luke zu kriechen!

Vater Gambi ließ zum zweiten Male die Coße im Stich und begab sich davon. Diesmal aber sagte er nichts zu den andern. Er hüllte sich in Schweigen. Er hatte etwas vor, das keine Lauscher vertrug.

Auf den Zehenspitzen durchschritt Vater Gambi den Rabinengang. Da stand die Nummer „Einhundertsebenundachtzig“. Hier wohnte er, den sie jetzt da oben verhörten. Hier mußten die Juwelen liegen. Und wenn sie gefunden werden konnten, wer hatte eher das Recht dazu, sie zu finden, als der Mann, der das ganze aufgedeckt hatte, als Vater Gambi, der Detektiv! Auch dieses Ruhmesblatt würde er den bisherigen hinzufügen. Und Vater Gambi sah sich schon in Gedanken auf dem Wege zu der Kabine dieser reichen Leute, ein Atlastkissen in den Händen. Auf dem Kissen aber ruhten aufgereiht die Juwelen von unschätzbarem Wert, die er dem Räuber ent-rissen hatte. „Gnädige Frau,“ würde er sagen, „hier bringt Ihnen ein ehrlicher, alter Mann wieder, was Sie verloren haben. Trocknen Sie also Ihre Tränen!“ — So ähnlich wollte Vater Gambi sprechen.

Die reiche Dame aber würde ohne Zweifel erwidern: „Mein ehrenwerter Gambi, Sie geben mir das Leben wieder!“ (So nämlich reden die feinen Leute. Vater Gambi wußte das aus unzähligen Romanen.) Und sie würde fortfahren: „Nehmen Sie zum Lohn für den unschätzbaren Dienst, den Sie mir geleistet haben, diese Perlenkette.“

Hier bedachte sich Vater Gambi. Eine Perlenkette war eigentlich nicht passend, weil er ja ein Mann war. Nein, ein Ring würde es sein. Ein Diamantring von unberechenbarem Wert.

Vater Gambi öffnete die Thür von Kabine einhundertundsebenundachtzig und sah hinein. Sie war leer. Die helle Sonne fiel in die Luke und beleuchtete den ausgestopften Affen in der Ecke.

Vater Gambi kannte ihn, das gräßliche Tier. Alle in der Küche erzählten davon, was der Kleidermaat für verrückte Sachen bei sich hängen hatte. Zum Glück waren sie tot, so lebendig sie auch aussehen mochten.

Vater Gambi sah scheu zu dem Affen empor. Wie tückisch das Vieh ihn mit seinen Glasaugen ansah. Ordentlich zum Fürchten.

„Du möchtest mir wohl gerne an die Kehle, wenn du könntest,“ sagte er zu dem Affen hinauf; „aber du kannst nicht.“ Er medierte fröhlich und machte sich daran, die Kabine zu durchsuchen. Nirgends fand sich etwas Verdächtiges. Aber da, unter dem Affen, stand ein Kasten. Da waren die Juwelen drin. Ohne Zweifel. Der Affe hoßte darüber wie ein Wächter. Wie die Augen leuchteten. Es war fast, als ob das Vieh sich bewegte.

Vater Gambi ging zögernd heran und zog vorsichtig die Schublade unter dem unheimlichen Vieß hervor. Papiere lagen darin und kleine zugebundene Pakete. Das war es, was er suchte. Vater Gambi stieß einen Ruf der Befriedigung aus und neigte den Kopf über den Kasten.

Im nächsten Augenblick erstarrte ihm das Blut in den

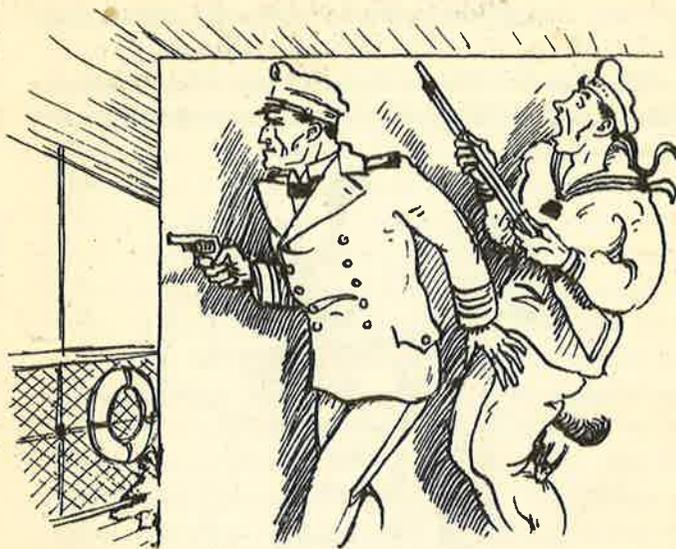
Abdern. Der Affe über ihm bewegte sich, und ehe er noch — von Todeschrecken überfallen — den Kopf heben konnte, krallte eine scharfe, entsetzliche Pfote sich nadel-scharf in seine hellglänzende Blase.

Vater Gambi schrie nicht auf. Dazu war der Schreck zu groß. Das abergläubische Entsetzen hatte ihn gepackt. Der Affe war lebendig geworden und saß ihm rächend auf dem Kopf. Seine Krallen fuhren ihm ins Fleisch. Das war zuviel für Vater Gambis Kraft. Es wurde dunkel vor seinen Augen. Rücklings fiel er über das Sofa, und das Bewußtsein entschwand.

21.

### Schrecken und Entsetzen.

Die Passagiere der „Kleopatra“ waren in heller Aufregung. Man erfuhr stündlich neue Alarmnachrichten. Gerade fing man an, sich über diesen schauerlichen Einbruch in die Luxuskabine zu beruhigen, da passierte diese tolle Geschichte mit dem geisteskranken Küchenjungen. Im Allerheiligsten, in der Kabine des Kapitäns, hatte ein Kampf getobt, der Kapitän selbst war — wie das Gerücht lautete — bei der Gegenwehr beinahe ums Leben gekommen. Aber nicht genug damit. Ein Maat aus der Kleiderkammer, ein tüchtiger, angesehener, unbescholtener Mann, war Hals über Kopf verhaftet worden. Es hatte sich erwiesen, daß er mit den Vorkommnissen aufs engste in Beziehung stand. Beim Verhör allerdings hatte er gelehnet.



Ja, er hatte sogar die Dreistigkeit gehabt, als Ursache des ganzen von einem Eichhörnchen zu fabeln, eine unverschämte Erfindung, zweifellos mit seinem Mitschuldigen verabredet, denn der verhaftete Küchenjunge hatte ähnlichen Unsinn ausgesagt. Das Eichhörnchen wollte er in seiner Kabine untergebracht haben, aber natürlich fand sich bei der Besichtigung nichts dergleichen vor. Die Tür stand offen, nur ein ausgestopfter Affe saß in einer Ecke. Wohl aber ergab sich die Spur eines neuen, grauenhaften Verbrechens. Über dem Sofa lag — bewußtlos! — der Körper des hochangesehenen Oberboths, Vater Gambi genannt, dessen Schädel geheimnisvolle Kratzwunden aufwies, und

Schmidt, Pitt reist nach Amerika. 6

der das Bewußtsein einstweilen noch nicht wiedererlangt hatte.

Wie kam der Koch in diese Kabine? Woher stammten seine Wunden? Kätsel über Kätsel. Ein wahrer Schauer



lief durch alle Räume des Schiffes. Aber alles dies war ein Kinderspiel gegen das, was in der nun folgenden Nacht geschah! Es war, als gingen Gespenster um. Kabinen, deren Luken offenstanden, wurden von einem geheimnisvollen

Eindringling heimgesucht. Schatten fuhren an den Gardinen in die Höhe, es war, als griffe eine unsichtbare Hand in die Falten, knäulte sie zusammen, riß sie herunter; eine Dame hatte deutlich etwas Dunkles, Blißschnelles durch die Luke fahren sehen, einer anderen war eine fürchterliche Krallenhand, während sie schlief, über das Gesicht gefahren. Zwei Herren, die sich harmlos bei Nacht auf Deck unterhielten, waren plötzlich auseinandergeprallt. Etwas Ungreifbares, Unheimliches, Unerklärliches ergriff plötzlich den einen am Halse, umkreiste mit unfassbarer Geschwindigkeit seinen Leib, packte das Bein des Danebenstehenden, wischte ihm etwas Wolliges, Ritliches ins Gesicht, schrie sonderbar und war fort. Gleich darauf brüllte die Wache, die an der Kapitänstreppe lehnte, vor Schreck laut auf. Ein entsetzliches Wesen war ihm plötzlich über den Rücken gefahren, hatte ihm die Mütze auf die Nase geschoben und war piepsend davongeflogen. Wenigstens behauptete der Mann, er hätte etwas fliegen sehen.

Ein förmlicher Wahnsinn ergriff die Passagiere. Man hörte Damen in den Kabinen vor Angst kreischen, Herren kamen halbangezogen auf Deck und schrien, was los wäre. In einer Ecke der Kapitänstreppe fand man einen Jungen von etwa zehn Jahren im Nachthemd, der angstvoll in die Höhe starrte und fortwährend rief:

„Pit! Pit!“

Man nahm an, daß es sich um einen Mondsuchtigen handele. Dann ergab sich, daß es das Opfer jenes ersten Einbruchs war, ein Junge, namens Terry Abelsström, Sohn reicher Eltern, der anscheinend durch den Schrecken

den Verstand verloren hatte. Man brachte den bellagerten Jungen, der wütend um sich schlug, in die elterliche Kabine zurück.

Schrecken lähmte die Passagiere. Was für ein Schiff war dies! Hatte man dafür soviel schweres Geld bezahlt,



um sich von Räubern und Mördern zu Tode erschrecken zu lassen? Waren nicht die natürlichen Gefahren des Meeres gerade groß genug?

Eine Dame, die in Lockenwickeln und leichter Nachtkleidung zitternd vor Kälte auf dem Promenadendeck stand, hatte bereits den Wunsch ausgesprochen, man möge sie ausbooken. Sie wollte lieber auf dem Weltmeer in

einer Nusschale sitzen als auf einem derartigen Luxusdampfer zwischen Geisteskranken und Gespenstern!

Der Kapitän erschien selbst. Er war in Verzweiflung. Die Missetäter saßen doch hinter Schloß und Riegel. Woher kamen diese neuen Überfälle? Hatte das Schiff denn unwissentlich eine ganze Verbrecherkolonie an Bord genommen? Und wie sollte man sie entdecken, da sie die Dreistigkeit hatten, auf freiem Deck harmlos plaudernde Männer anzufallen, ja die Wache selbst?

Die Damen zitterten. Keine wollte allein in ihre Kabine gehen. Die Herren begleiteten sie, wobei sie wütende Blicke auf den Kapitän warfen. Wo blieb die Sicherheit, wo die Schutzmaßnahmen, auf die man doch ein Anrecht hatte, wenn dergleichen Dinge unaufgeklärt blieben?

Am nächsten Morgen bei der Frühstückstafel erschienen alle Passagiere vollzählig. Die meisten sahen übernächtigt aus. Spannung lag auf allen Gesichtern. Der Kapitän aber tat, als wäre er bei bester Laune. Er scherzte und band sich lachend seine Serviette um; die Kapelle mußte auf seinen Befehl spielen, und unter ihren lustigen Klängen setzten sich alle versöhnlicher zu Tisch als sie eigentlich beabsichtigt hatten. Essen gibt Mut, das wußte der Kapitän, und er hatte recht. Schon hörte man hier und da Gelächter.

Ein Herr, der besonders munter war, fuhr seiner Nachbarin mit der Serviette unversehens über den Rücken und rief: „Wo ist die Maus?“ worauf alles in fröhliches Gelächter ausbrach. Zu allem Glück brach jetzt auch die Sonne durch und überstrahlte die schneeweißen Tische und

die funkelnden Karaffen und Bestecke. Vor der Sonne können Gespenster schlecht bestehen, und wirklich vergaß man bald, was an unaufgeklärten Dingen in der letzten Nacht an Bord geschehen war.

Möglichst aber erfolgte ein klirrendes Geräusch. Einer der



kleinen Frühstückstische fiel polternd um mitsamt seinen Tellern, Vasen und Marmeladengläsern, und eine schreckensbleiche Dame wies mit bebenden Fingern nach oben an die Fensterwand des Saales und rief, nein schrie in höchstem Entsetzen:

„Da ist es! Da ist es!“

Alle sprangen auf und sahen erschrocken hin.

„Wo? Wo?“ riefen sie. Ein schwerer Vorhang wallte in majestätischen Falten an der Fensterwand herunter. Aber jetzt, o Grausen, fing er an, sich hoch oben zu bewegen. Es war, wie wenn eine Hand ihn von innen packte, zusammendrückte und mit aller Macht schüttelte. Ein Beben durchlief ihn von oben bis unten. Ein gigantisches Wesen schien sich dahinter zu verbergen.

Ein Schrei des Schreckens erfolgte. Drei Damen fielen in Ohnmacht. Gläser fielen um. Der Kapitän, der aufspringen und die Damen beruhigen wollte, verwickelte sich in der Eile in das Tisch Tuch und riß das halbe Frühstück herunter; manche Herren lachten, andere brüllten, die Musiker sprangen über die Brüstung, die Serviermädchen ließen die Stapel Teller fallen, die Stewards bewedelten die Ohnmächtigen mit ihren Tüchern, und alle anwesenden Kinder schrien nach ihren Müttern, als ob sie am Spieß steckten.

22.

Serry hält eine Rede und jemand sagt: „Dummer Junge!“

Da geschah es, daß ein kleiner Junge im weißen Matrosenanzug auf einen Stuhl sprang und mit heller, durchdringender Stimme rief:

„Pit, Pit!“

Alle drehten sich um. Der Junge stand da, die Arme

nach dem Vorhang ausgestreckt, blutrot vor Angst, Verlegenheit und Aufregung, und rief immer nur das eine:

„Es ist ja Pit! Es ist ja Pit!“

Plötzlich entstand eine Stille. Jeder fühlte, hier war die Lösung des Rätsels.

„Terry! Terry!“ rief eine erschrockene Dame und umschlang den Jungen.

„Was redest du da? Was soll das heißen?“

Es war Frau Abelström, die vor Erregung zitterte.

„Heraus mit der Sprache!“ rief ein Herr; es schien der Vater des Jungen zu sein, denn er sah so aus, als wäre er auf irgendeinen Streich gefaßt.

Terry sah um sich. Lauter fragende Gesichter richteten sich auf ihn. Da hinten stand mit finsternem Gesicht der Kapitän; neben der Mutter sah unheildrohend die Miene des Vaters zu ihm herauf. Aber das half nun alles nichts. Heraus mußte es. Je schneller, desto besser.

Terry faßte sich ein Herz. Mit fester Stimme rief er in den Saal:

„Entschuldigen Sie, bitte, ich bin nämlich an allem schuld!“

Starrs Staunen malte sich ringsumher auf den Gesichtern. Aber Terry ließ sich nun nicht mehr beirren und aufhalten.

„Pit gehört nämlich gar nicht mir,“ rief er, „sondern Ben. Und ich hatte ihn ihm ins Gesicht geworfen, weil ich den Sunnentrunke bekommen sollte.“

„Wie? Was?“ riefen die Zuhörer, und Gelächter umbrandete den armen Terry.

„Den Sunnentrunke,“ wiederholte Terry ungeduldig. „Und es waren Kaulquappen drin.“

„Prost!“ sagte einer der Herren, worauf wieder ein Gelächter erscholl.

Terry war wütend über diese ewigen Unterbrechungen, aber er vollendete, was er sich vorgenommen hatte.

„Und es war gar kein Einbrecher,“ rief er, „sondern Pit, und er hatte den Hutkarton durchgefressen, weil es Pappe war, und ich konnte ihn nicht halten. Und Ben kann nichts dafür, und Sie müssen ihn freilassen, sonst kommt Pit auch nicht wieder herunter.“

Der Kapitän, der erst mit Unwillen und Unglauben zugehört hatte, klärte sich auf. Er hatte längst dem diensthabenden Maat einen Befehl ins Ohr geflüstert. Gerade als Terry seine Rede beendete, ging die Tür auf, und hereintrat, gefolgt von der Wache, frisch und ausgeschlafen ein hübscher, blonder Junge, der nur ziemlich abgerissen aussah.

Terry sprang mit einem Schrei der Freude auf ihn zu.

„Ben!“ rief er, „Ben!“ Er packte ihn am Arm und zog ihn im Sturmschritt zu dem geheimnisvollen Vorhang hinüber. „Da oben sitzt er,“ rief er aufgeregt. „Pfeif ihm, Ben. Von alleine kommt er nicht.“

Alle Gäste drängten sich heran. Dies war ja in der That eine unglaubliche Sache. Der zerlumpte Junge pffte durchdringend. Der Schreckensvorhang bewegte sich stürmisch wie eine Woge, etwas Röstliches erschien oben zwischen den Falten, ein hellgraues Schnäuzchen schnubberte, zwei spitze Ohrchen wehten, und mit einem einzigen, prachvollen Sprunge setzte ein Eichhörchen von hoch

oben herunter geradenwegs auf die Schulter des blonden und zerlumpten Jungen.

Was nun folgte, ist bald erzählt. Ein Sturm von Heiterkeit durchbrauste den Speisesaal der „Kleopatra“. Unzählige lachende Gesichter drängten sich um die beiden Jungen mit dem Eichhörnchen. Am meisten lachte der Kapitän. Ein Alp war ihm von der Seele gewichen.

Hier war das Gespenst, nein, die Gespenster, der Einbrecher und das Verbrechen selbst in einer Person, in einer Kleinen, rötlichschimmernden, krallenpfotigen Person. Unschuldig war der Junge, unschuldig der Maat, vom bösen Verdacht befreit das Schiff. Ein Wis, eine heitere Anekdote war aus Mord und Raub und Verbrecherkolonie geworden. Die Ehre der „Kleopatra“ war gerettet.

Eine Stunde später aber fand in der Kabine der Familie Adelsström ein langes Gespräch statt. Frau Adelsström saß in einem Sessel, noch angegriffen von allem, was geschehen war, und hielt Bens Hand in der ihren und lächelte ihn an.

„Ich hatte doch recht,“ sagte sie zu Herrn Adelsström, „ich sah es sofort. Diese Augen lügen nicht.“ Und sie drückte seine Hand und machte, daß Ben vor Verlegenheit und Freude rot wurde.

Herr Adelsström aber, der nachdenklich auf und ab geschritten war, blieb nun stehen und legte Ben die Hand auf die Schulter.

„Und was sagst du zu dem da?“ fragte er und zeigte auf Terry, der wie ein Sünder am Fenster stand. „Kannst du ihm nach allem, was er dir getan hat, noch einmal die Hand geben?“

„Terry?“ rief Ben erstaunt, „das ist doch mein Freund!“

Herr Adelsström sah ihn durchdringend an.

„Trox Pil?“ fragte er. Terry zuckte verwundert die Achseln.

„Dafür hat er doch seine Keile bekommen,“ sagte er.

Herr und Frau Adelsström brachen in Lachen aus. Sogar Terry am Fenster lachte mit. Herr Adelsström nahm Bens Hand und ging mit ihm auf Terry zu. „Gut!“ sagte er zufrieden. „Dann gebt euch die Hand und haltet von jetzt an zusammen. Einen besseren Bruder kann Terry nicht finden.“

„Bruder?“ rief Terry ungläubig.

„Nun ja,“ erwiderte Herr Adelsström, „wolltest du denn in Zukunft jedesmal nach Europa fahren, wenn du Pil besuchen willst?“

Terry flog seinem Vater stumm an den Hals.

Ben starrte staunend herüber. Er begriff noch nicht, was geschehen sollte.

„Ben,“ schrie Terry, „du bleibst bei uns!“

Ben sah auf Herrn Adelsström, der lächelte. Er sah auf Frau Adelsström. Sie streckte die Hand nach ihm aus und zog ihn zu sich heran.

„Dachtest du, wir ließen dich wieder gehen?“ sagte sie leise. Sie packte ihn beim Kopf und flüsterte ihm etwas ins Ohr, Ben fuhr zurück und wurde rot und lächelte nun auch.

„Dummer Junge!“ hatte sie gesagt.

23.

## Schluß.

Und was geschah mit Pit? Was wurde aus Herrn Wöhler? Wo blieben Vater Sambu und Gustav Spucke? Geduld, alles entwickelt sich historisch, wie Onkel Aguaro zu sagen pflegte.

Die Sonne ging unter und wieder auf. Die Möwen flogen um das Schiff; unaufhörlich, unermüdet schnitt sein gewaltiger Kiel durch die Wogen; Winde brüllten und polterten über das Verdeck; Nebel sanken über die Masten und Schornsteine; Regen wusch die sauberen Planken der Decks noch sauberer. Musik tönte aus den hell erglänzenden Salons, und drinnen saßen allabendlich die schönen Damen geschmückt und plaudernd in bequemen Sesseln.

Unten aber im Zwischendeck, in der Kabine des Herrn Wöhler, hockten zu allen Tageszeiten zwei Jungen um den behaglichen Tisch, die Arme aufgestemmt, die Augen vor Freude funkelnd, und betrachteten Pit, der sich lustig auf dem Tisch herumbewegte, mit zornigem Piepsen eine Nußschale in eine Ecke trug, aus der sie seine mutwilligen Herren heimlich eben entfernt hatten, obwohl sie doch dahingehörte, und der — wenn ihm die Sache zu dumm wurde — plötzlich die Gardinenstange enterte, wobei er regelmäßig einen der beiden Köpfe als Sprungbrett benutzte, was von beiden Betroffenen jedesmal gleichermaßen als hohe Ehre empfunden wurde. Meistens beugte sich dann über die

dritte Seite des Tisches noch ein Kopf herüber, aber ein schwarzhaariger, und Gustav Spuckes lachende Augen sahen strahlend und entzückt auf das Schauspiel.

Gustav Spucke war ein anderer geworden. Aus dem Kleinen, verängstigten Kerl hatte sich ein lustiger Bengel entwickelt, der überall Unfug trieb und vor lauter Lebensfreude gar nicht wußte, was er alles anstellen sollte. Denn Gustav Spuckes Leidenszeit war vorüber.

Wer jetzt in die Spülküche kam, hörte schon von weitem ein Geschwätz und Gelärm wie in einem Vogelhaus. Das war die Bande der Küchenjungen, die sich ihre Arbeit mit Gelächter und Fröhlichkeit versüßte; denn kein Vater Sambu stand mehr an der Thür, schweigend und fett, ein lauerndes Bild der Gefahr.

Vater Sambu setzte seit der Schreckensgeschichte mit dem Affen keinen Fuß mehr in die Küchenräume. Ein übernatürliches Ereignis hatte ihn betroffen, um und um gerüttelt hatte es seine selbstgefällige Seele. Er hatte keine Freude mehr an Kaviarsoßen und an Gustav Spuckes fleckigen Tellern. Hinten in seiner Kabine saß er still und addierte Gemüßerechnungen.

„Das Schicksal hat meine Grundfesten erschüttert,“ pflegte er zu sagen. Vergebens suchte man ihm die Erklärung für die Affenkatastrophe zu geben. Man brachte ihm den lebenden „Pit“ und wollte ihm an Ort und Stelle vormachen, wie das Tier hinter dem Affen gesessen hatte, und von da auf seine Glase gesprungen sein mußte.

„Es war der Affe,“ beharrte er, „ich weiß, was ich weiß. Gehst mir mit eurem dämlichen Eichhörnchen! Als ob ich ein Eichhörnchen nicht von einem Affen unterscheiden könnte.“

Und er wandte sich kopfschüttelnd ab und vertiefte sich wieder in seine Papiere.

In der Kabine des Herrn Wöhler aber fanden täglich viele anregende und wertvolle Gespräche statt, „außerdienstlich“ sobald der Maat seine Arbeit beendet hatte und sich behaglich bei seinen Freunden Ben und Terry niederließ; Gespräche, die oft in weit entlegene Gegenden führten, in jene tropischen Zonen, wo Herr Wöhler den berühmten Affen, die Schlange und das Murmeltier mit der Pfropfschnauze erlegt hatte. Oft aber auch drehte sich die Unterhaltung um Barbarenschlachten und Indianermartern, um die Zubereitung des Hunnentrunks und die zweckmäßige Fesselung von weißen oder farbigen Gefangenen. Dann war es jedesmal Herr Wöhler, der mit Hingabe den sachkundigen Erläuterungen Bens und Terrys folgte.

Pik pflegte dabei leise schnurrend gemächlich von einem Arm auf den anderen zu balancieren, die Arme als Höhle zu benutzen, oder es sich in irgendeiner Brusttasche bequem zu machen.

Tante Polder aber in ihrem Grünframkeller hielt eines Tages eine Postkarte mit vielen ausländischen Marken und der farbigen Darstellung eines fliegenden Delphins in der Hand und las mit Staunen darauf einen Gruß ihres verschollenen Pflegesohnes Ben.

Zum Schluß aber standen als Nachschrift folgende Worte:

„Du kannst den Baum ruhig aus der Stube tun. Ich brauche ihn nicht mehr. Denn Pik und ich, wir reisen nach Amerika.“

